

ARMEE Rundschau

8

1957



ZWEI MENSCHEN nur zeigt dies Bild, schwarz der eine, weiß der andere. Ich weiß nicht, wie sie heißen, vielleicht Tom und Eberhard, vielleicht Jim und Wolfgang. Aber das tut nichts zur Sache. Für mich verkörpern sie ein Symbol — den Tat gewordenen Gedanken der Völkerfreundschaft, die Zusammengehörigkeit aller jungen Menschen, gleich welchen Geschlechts, welcher Rasse, welcher Hautfarbe. Angesichts dieses Schnappschusses steigen Erinnerungen in mir auf. Meinen ersten Neger sah ich 1944; er war kriegsgefangen, ungefähr zweiundzwanzig Jahre alt, ausgemergelt und hohlwangig, halb verhungert, getreten, geschlagen, verhöhnt und von allen verachtet — ein menschliches Lebewesen zweiter oder dritter Sorte. Was hat sich in der Zwischenzeit nicht alles geändert! „Ein Mensch — wie stolz das klingt", möchte man mit dem Dichter ausrufen. Verschwunden ist aus den Augen des Schwarzen die Angst und der Haß des Gedemütigten; verschwunden ist aus den Augen des jungen Deutschen der Hochmut und die Brutalität des Herrenmenschen. Während ihre Väter noch — oft wider ihren Willen — grausam und erbittert gegeneinander kämpften, gehen sie Arm in Arm, mit lachendem Blick und in enger Freundschaft verbunden durch das neue Leben, in dem die rassische Gleichberechtigung, die gegenseitige Achtung und Hilfe — kurzum, die Freundschaft immer mehr Boden gewinnt. Die Freie Deutsche Jugend hat sich der sudanesischen Mädchen und Jungen als Pate angenommen, fuhr mit ihnen gemeinsam nach Moskau und nimmt dort am großen Festival der Weltjugend teil; an unseren Universitäten studieren neben deutschen Arbeiter- und Bauernkindern Söhne und Töchter ägyptischer Fellachen, pechschwarzer Sudanneger und kämpfender Nigerianer — das ist die Freundschaft und Gleichberechtigung der Tat. Beim Festival in Moskau feiert sie zum sechsten Male Triumph und wieder stimmen Hunderttausende ein in den Black-and-white-Song:

Oh, Brüder, weint und betet nicht mehr!
Erlösung kommt uns nicht von dorther.
Kämpft für Recht und Freiheit!
Setzt euch zur Wehr!
„Black and white" werden ändern die Welt!

K. H. Freitag

ARMEE Rundschau

ZEITSCHRIFT FÜR MILITÄRWESEN, POLITIK UND KULTUR IN DER NATIONALEN VOLKSARMEE

Heft 8 — August 1957 — 2. Jahrgang

Die gute Tat des Soldaten für unsere gemeinsame sozialistische Sache

Zu guten Taten für unsere gute Sache rief die Nationale Front des demokratischen Deutschland in der Wahlbewegung alle Patrioten auf. Ein vieltausendfältiges Echo kam zurück — unzählige Produktionsverpflichtungen, freiwillige Aufbaustunden, Arbeitseinsätze in der Landwirtschaft und viele andere praktische Leistungen zur Beschleunigung des Aufbaus des Sozialismus in unserer Republik.

Die Offiziere und Soldaten der Nationalen Volksarmee standen dabei nicht an letzter Stelle. Der Redaktion gingen darüber zahlreiche Berichte und Materialien aus unseren Einheiten zu. Sie legen Zeugnis ab, daß die Nationale Volksarmee kein vom Volk losgelöstes Eigenleben führt und führen kann. Sie nimmt stärksten Anteil an der großen, unaufhaltsamen Bewegung der Werktätigen zum Sozialismus, ist organischer Bestandteil dieser Bewegung.

Der Bericht der Artillerieschule in Dresden sei aus der Fülle dieser Tatsachen herausgegriffen, um noch einmal zu zeigen, worum es in der Bewegung der guten Taten für den Sozialismus geht und wie sie bei uns in der Armee weitergeführt werden sollte.

In acht Wochen bauten die Genossen aus Dresden in freiwilliger Arbeit zwei Kinderspielplätze am Dresdner Altmarkt, 150 m befestigte Straße in ihrem Objekt und eine Verladerampe zu Übungszwecken. 20 000 DM wurden durch diese Leistungen eingespart. Die vergossenen Schweißtropfen und für die Arbeit aufgewendeten Minuten verwandelten sich in materielle Werte, in ersparte Pfennige und schließlich in Tausende von Markstücken, mit denen wiederum — rascher als ursprünglich vorgesehen — neue Werte geschaffen werden können. Unsere persönlichen guten Taten verbessern unsere Lebensbedingungen, schneller wächst durch sie der Sozialismus. So ist das in unserem Arbeiter-und-Bauern-Staat.

Es gibt noch eine andere, für die Armee besonders wichtige Seite. So wie die Dresdner Bürger bei der Übergabe der Kinderspielplätze sagten: „Ja, unsere Soldaten ...", so sagen dasselbe Millionen Bürger in der ganzen Republik im Ergebnis solcher Einsätze.

„Unsere Soldaten" — das heißt: Wir wissen, daß die Nationale Volksarmee für uns geschaffen wurde und daß ihre Angehörigen danach handeln. „Unsere Soldaten" — das heißt: Wir wissen, daß die Nationale Volksarmee die gleichen Ziele verfolgt wie wir. „Unsere Soldaten" — das heißt: Die Nationale Volksarmee baut mit uns den Sozialismus und wir verteidigen diesen gemeinsam mit ihr!

Solche Einsätze festigen also die wichtigste Grundlage unserer Überlegenheit über imperialistische Armeen: Die unzertrennliche Verbindung mit unserem Volk und dessen Liebe zu uns Armeeangehörigen. Stärken solche Aufbautaten unsere Verteidigungskraft an ihrer Grundlage, so stärken wir durch den freiwilligen Bau von Übungsanlagen, Schießplätzen, Polygonen, Straßen in den Objekten, Modellen, Lehrgeräten

Inhalt

Das Redaktionskollegium

Anschrift der Redaktion: Strausberg, Postamt I, Postschließfach 7986.

Herausgegeben im Verlag des Ministeriums für Nationale Verteidigung, Berlin N 24, Postschließfach 6943, Lizenz-Nr. 5/I.

Erscheint monatlich · Einzelpreis: 0,90 DM. Vierteljahresabonnement: 2,50 DM.

 Redaktionsschluß des Heftes: 20. Juli 1957

Fotos: Hoffmeister (1) S. 383; Kastler (1) S. 386; Institut für Marxismus-Leninismus (1) S. 347; Gielow (1) S. 365; Kronfeld (1) S. 387; SBA (1) S. 390; Zentralbild (4) S. 353, 357, 368; MBD-Barkowsky (6) S. 353, 362, 363, 381, 388; MBD-Weiss (1) S. 362; Gebauer (7) S. 359, 360, 361, 364, 373, 388.

Zeichnungen: Shaw (4) S. 379, 380; Klutschewskaja (1) S. 375; Poche (1) S. 369; Zimmermann (2) S. 376, 377; Arndt (7) S. 347, 348, 349, 351, 355; Böhnke (10) S. 346, 359, 371, 386, 389; Hanne (3) S. 345, 356, 366; Seifert (1) S. 374; Grossmann (1) S. 381.

1. Umschlagseite: Stellungswechsel

Fotos 1. und 4. Umschlagseite: E. Gebauer

Bildbeilage (Mitte) Text und Fotos: E. Gebauer



usw. usf., gewissermaßen das Gebäude selbst, das auf dieser Grundlage ruht.

Mehr und bessere Anlagen in kürzerer Zeit, bedeutet in der Ausbildung und Erziehung rascher voranzu-



kommen. Das Ziel, das erst für übermorgen gestellt wurde, kann so schon morgen erreicht sein. Das stärkt unsere Siegeszuversicht und dämpft die Kriegshysterie unserer Feinde. Sicherer wächst der Bau des Sozialismus.

Was ist zu tun, um die Bewegung der guten Taten weiter zu stärken, ihre Auswirkungen und Resultate noch wirksamer zu machen?

Die in der Wahlbewegung vollbrachten guten Taten bestanden hauptsächlich in zusätzlichen, außerhalb des Dienstes geleisteten Arbeiten. Kannten wir aber vor der Wahl etwa noch keine guten Taten für die gute Sache bei uns? Doch, wir kannten sie schon. Sie hieß Bestenbewegung! Das waren gute Taten innerhalb des Dienstes für die gute Sache des Sozialismus.

Hier, im täglichen Dienst, heißt es anknüpfen. So wie der Arbeiter in der Produktion, der werktätige Bauer auf dem Feld, der Wissenschaftler in der Forschungsstätte mit den guten Taten für die sozialistische Sache beginnt, so müssen wir als Soldaten dies in unserer politischen und militärischen Ausbildung tun.

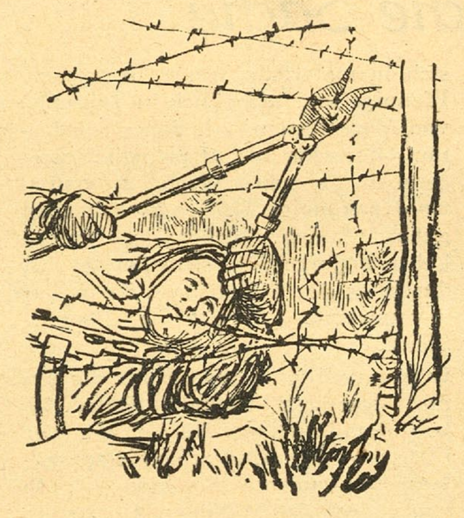
Im Dienst also muß man mit den guten Taten für den Sozialismus anfangen, und nach dem Dienst muß man sie fortsetzen. So wird unser ganzes Dasein im Dienste der besten Sache der Menschheit stehen, die Pawel in Nikolai Ostrowskis Roman „Wie der Stahl gehärtet wurde" als den Lebensinhalt bezeichnet, nach dem jeder Mensch streben sollte.

Wir sprechen oft von unserer Überlegenheit über die imperialistischen Söldner. Aber sie bleibt eine leere Phrase, ein Wunschtraum und Luftschloß, solange sie nicht in unseren Leistungen auch tatsächlich zum Ausdruck kommt.

Was bedeutet denn, den imperialistischen Söldnern überlegen zu sein?

Überlegen sind wir ihnen dann, wenn wir politisch klüger sind als sie, wenn wir wissen, daß nur wir für eine gerechte Sache, für die Sache des Volkes, unsere ureigenste Sache kämpfen und viel mehr Energie, Mut und Standhaftigkeit im Kampf aufzubringen imstande sind als sie, die politisch irregeführt werden.

Überlegen sind wir ihnen dann, wenn wir körperlich besser trainiert sind als sie, und nicht nur die Bereitschaft, sondern auch die reale Voraussetzung haben, größere Strapazen zu ertragen, schneller zu marschieren und uns vorzuarbeiten, gewandter das Gelände auszunutzen und Hindernisse zu überwinden als die imperialistischen Soldaten.



Überlegen sind wir dann, wenn wir schneller und treffsicherer schießen als die imperialistischen Söldner.

Überlegen sind wir dann, wenn wir die Nachrichtentechnik besser meistern als die Soldaten der Imperialisten, wenn wir die besseren Pioniere, Flieger und Matrosen sind. Mit einem Wort: Unsere Überlegenheit existiert erst dann wirklich, wenn alle unsere Offiziere und Soldaten besser als die des Imperialismus, die politisch-moralischen, körperlichen und militärischen Anforderungen erfüllen können, die im modernen Krieg an den einzelnen, an die Einheiten und Verbände herantreten, wenn wir die Voraussetzungen hierfür in unserer Ausbildung geschaffen haben.

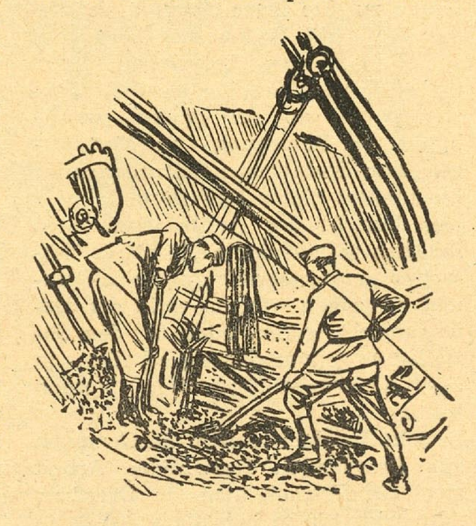
Das Mittel hierzu ist der sozialistische Wettbewerb in der Ausbildung. Es gilt dafür die besten Organisationsformen zu finden, konkret meßbare Leistungsnormen auszuarbeiten, auf Grund deren die einzelnen Kämpfer, Züge und Kompanien untereinander in der Erhöhung der Kampfbereitschaft zur Verteidigung des Sozialismus wetteifern können.

Alle Vorbedingungen, um das schnell zu schaffen, sind gegeben. Das wichtigste, was dazu erforderlich ist, zeigt uns W. I. Lenin mit den Worten:

> *„Der Kommunismus beginnt dort, wo einfache Arbeiter in selbstloser Weise, unter Überwindung harter Arbeit sich Sorgen machen um die Erhöhung der Arbeitsproduktivität, um den Schutz eines jeden Puds Getreide, Kohle, Eisen und anderer Produkte, die nicht den Arbeitenden persönlich und nicht den ihnen „Nahestehenden" zugute kommen, sondern „Fernstehenden", d. h. der ganzen Gesellschaft in ihrer Gesamtheit . . ."*

Sowohl die frühere Bestenbewegung als auch die in der Wahlperiode entwickelte Bewegung der guten Taten zeigen, daß viele Soldaten begonnen haben, sich um den Fortschritt in unserer Nationalen Volksarmee und damit das Wohl der ganzen Gesellschaft zu sorgen. Mag das mancher dieser Soldaten auch noch nicht so schön formuliert haben, praktisch handelt er danach.

Die Aufgabe aller Parteiorganisationen ist es, sich selbst diesen Sinn des sozialistischen Wettbewerbs in der Ausbildung und der Bewegung der guten Taten zu verdeutlichen, beides — unter Schwergewicht auf dem Wettbewerb — zu einem einheitlichen Strom zu verschmelzen und zur Sache aller Armeeangehörigen zu machen. Jedes Parteimitglied soll nicht nur mit gutem Beispiel vorangehen, sondern jeden Tag einen weiteren Soldaten für solche guten Taten für die gemeinsame sozialistische Sache in der politischen und



militärischen Ausbildung und auch nach dem Dienst gewinnen. Dann wird die Überlegenheit unserer Nationalen Volksarmee tatsächlich Tag für Tag wachsen und der Sieg des Sozialismus unerschütterlich sein.

Die Polizei kam zu spät



Zum 13. Jahrestag der Ermordung des deutschen Arbeiterführers Ernst Thälmann durch die Faschisten veröffentlichen wir die Erinnerung eines westdeutschen Genossen an ein illegales Treffen des RFB im Jahre 1929:

Zu einem Erlebnis für Tausende Hamburger wurde eine illegale Demonstration des im Jahre 1929 verbotenen Roten Frontkämpferbundes an einem Oktobersonntag desselben Jahres. Ernst Thälmann hatte vormittags auf einer großen Kundgebung bei Sagebiel in der Drehbahn gesprochen und nachmittags gegen vier oder fünf Uhr versammelten sich in einer Seitenstraße des Barmbecker Marktes in Richtung Stückenstraße über 1000 Rote Frontkämpfer, die dem Verbot für ihre Organisation trotzend, zunächst in Zivilkleidern gekommen waren, dann ihren Frauen oder Freunden ihre Mäntel übergaben, um in ihrer Einheitskleidung des RFB, den grauen Blusen, zu demonstrieren. An der Spitze des Zuges marschierten Ernst Thälmann, Edgar André, E. Hoffmann und Genossen der Bezirksleitung der KPD. Durch ein dichtes Spalier von überraschten Passanten und von Zuschauern aus den Fenstern marschierte der Zug über 20 Minuten. Dann schwang sich Ernst Thälmann auf einen Kandelaber und hielt eine zündende Ansprache, die sich gegen das Verbot des RFB richtete. Während Ernst Thälmann sprach, kam ein Polizist angeschlenkert. Mehrere Kameraden des RFB nahmen ihn in die Mitte und bedeuteten ihm, daß er sich ruhig einmal die Rede von Ernst Thälmann anhören könne. Er brauche keine Befürchtungen zu haben, man würde ihn jedoch in der Mitte behalten, bis die Rede abgeschlossen sei, damit er nicht die Möglichkeit habe, auf der Wache das Überfallkommando zu alarmieren. Wie ihm versprochen, ließ man ihn dann auch wieder laufen.

Nach mehr als zehn Minuten, nachdem sich die letzten Demonstranten zerstreut hatten, erschien ein Überfallkommando der Polizei, das unverrichteterdinge wieder abziehen mußte.

NATOnale Ordensgalerie

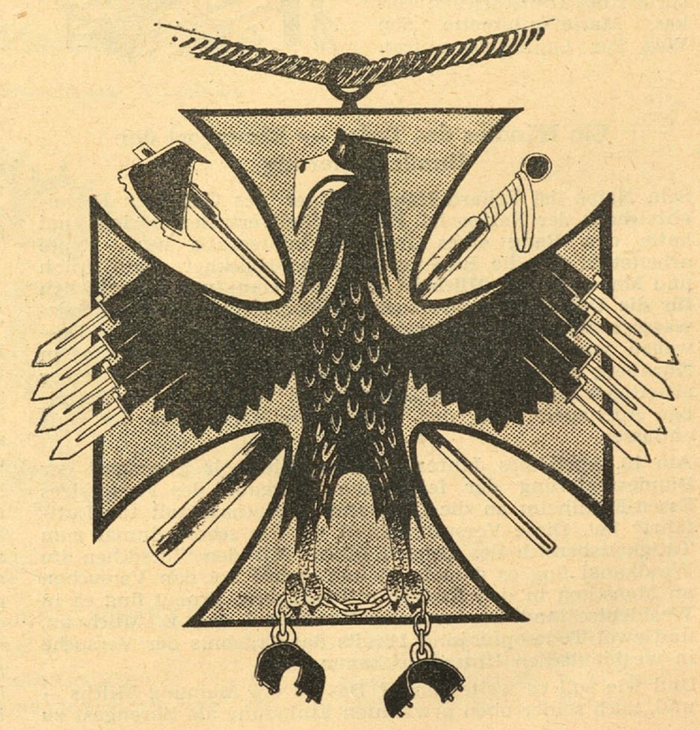
Bekanntlich erlaubt das am 28. Juni 1957 vom Bonner Bundestag verabschiedete Ordensgesetz das Tragen der alten nazistischen Orden und Kriegsauszeichnungen des zweiten Weltkrieges.

Aus vertraulichen Informationen, die uns von glaubwürdigen Personen im Bonner Kriegsministerium zugeleitet wurden, erfuhren wir, daß darüber hinausgehend unter Berücksichtigung der militaristisch-faschistischen Traditionen neue Orden und Ehrenzeichen, die auch an NATO-Partner verliehen werden können, in der Bundeswehr eingeführt werden sollen. Wir sind in der Lage, eine Auswahl dieser bisher noch aus wahltaktischen Gründen vom Bonner Kriegsministerium geheimgehaltenen neuen Auszeichnungen zu veröffentlichen.

RAUB-RITTERKREUZ

am Henkerstrick

mit Handschellen und Bajonetten



Mit dieser Auszeichnung sollen führende Militaristen, die sich um die „Verteidigung der Freien Welt" besondere Verdienste erwerben, geehrt werden. Es ist vorgesehen, das Kreuz nachträglich an bewährte Ostlandreiter, Ägypten- und Algerienmörder zu verleihen.

PS.: Bei gelegentlich notwendig werdender Endabrechnung mit Trägern dieser Auszeichnung kann der Strick verwandt werden, da er besonders fest geflochten ist.



Revanchehetze . . .

Alle „deutschstämmigen" Gebiete, die nach 1937 ins „Reich heimkehrten", müßten wieder erobert werden. Die „geschmälerten Ansprüche", nämlich „Deutschland in den Grenzen von 1937" seien „moralisch und politisch untragbar".

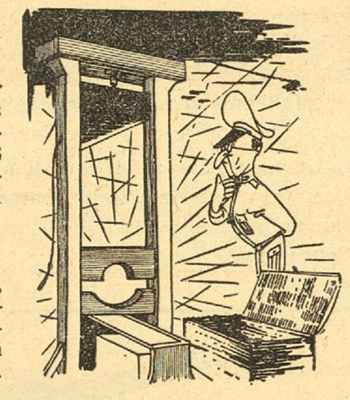
„Deutsche Soldatenzeitung", Juliausgabe.

. . . und die Antwort darauf

„Wir sagen nachdrücklich, daß wir die Westgrenzen der Tschechoslowakei — und nicht nur der Tschechoslowakei, sondern auch Polens und der anderen Länder, die den sozialistischen Weg gehen — wie unsere eigenen verteidigen werden, falls ein Feind einen von uns überfallen sollte."

Chruschtschow auf einer Kundgebung in der tschechoslowakischen Stadt Zilina.

Der Mann hat Mut!



Nazigeneral Speidel, der Oberkommandierende des NATO-Mittelabschnittes, residiert ab April im Schloß Fontainebleau bei Paris. Womit bewiesen ist, daß er ein mutiger Mann ist.

Wieso?

Zieh'n Sie mal in ein Schloß, aus dem, nach dem Urteilsspruch des französischen Volkes, Marie-Antoinette den Weg zur Guillotine antrat.

Ein Händler des Todes — Ehrengast der Bundesregierung

Sein Name ist Erhard Milch, Träger des Goldenen Parteiabzeichens der Nazipartei. Er war Stellvertreter Görings und hatte den Rang eines Generalfeldmarschalls inne. Heute arbeitet er für die Rüstungskonzerne Klöckner, Auto Union und Mannesmann. **Milch ist einer der Hauptverantwortlichen für die Unterkühlungsversuche, Höhenluftversuche und Salzwasserversuche an Insassen der Konzentrationslager.** Deswegen wurde er vom Internationalen Militärgerichtshof in Nürnberg zu lebenslänglicher Haft verurteilt. Wegen seiner allseitigen „militärischen Erfahrungen" wurde er auf Betreiben Adenauers, von den Herren der NATO aus der Haft entlassen.

Am 10. April des Jahres wohnte Milch als Ehrengast der Bundesregierung der feierlichen Übergabe des Flugplatzes Essen-Mühlheim an die „Deutsche Versuchsanstalt für Luftfahrt" bei. Diese Versuchsanstalt gehörte schon einmal zum Tätigkeitsbereich des Erhard Milch. Mit den Versuchen im Windkanal fing es damals an und endete bei den Versuchen an Menschen in den Konzentrationslagern. Erneut fing es in Westdeutschland wieder beim Windkanal und E. Milch an, und zwei Todesopfer sind bereits das Ergebnis der Versuche in westdeutschen Unterdruckkammern.

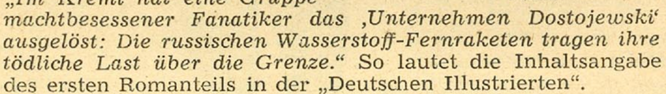
Und wie soll es weitergehen? Das ist die Meinung Milchs — und, nach seiner oben erwähnten Einladung als Ehrengast zu urteilen, auch die Meinung der Bundesregierung: *„Wir waren im letzten Krieg zu human. Diese schweren Fehler werden wir im nächsten Krieg nicht wiederholen. Das schwöre ich."*

Der Krieg, den sie wollen

Nicht nur die faschistischen Militärs und Politiker feiern in der Bundesrepublik ihre Renaissance. Auch die erzmilitaristischen Literaten sind wieder da, u. a. Erich Edwin Dwinger. In seinen Büchern hat Dwinger zwei Weltkriege weidlich ausgeschlachtet und die Expansion des deutschen Militarismus glorifiziert. Die Nazis brachten deshalb ihren SS-Genossen Dwinger groß als Blu-Bo (Blut und Boden) — Besteller heraus. Dwinger hat somit mehr als ein Scherflein dazu beigetragen, daß Millionen in dem vom deutschen Imperialismus entfachten zweiten Weltkrieg umkamen.

Jetzt veröffentlicht er in der bundesrepublikanischen „Deutschen Illustrierten" einen neuen Roman. Thema ist — wen wundert das schon bei Dwinger — der dritte Weltkrieg. Auch Dwinger kann einen dritten Weltkrieg seinen Lesern nicht mehr als höchste nationale Erfüllung anpreisen. Er ist deshalb gezwungen, die Zerstörungen eines Atomkrieges auszumalen und seinem Roman den Untertitel zu geben: „Der Krieg, den wir nicht wollen." Unter diesem Deckmantel der Friedensliebe aber verspritzt Dwinger ein übles Gift, ein widerliches Gemisch von Antisowjethetze und Kriegstreiberei.

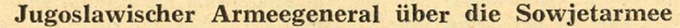
Der Sowjetunion, die wieder und wieder vorgeschlagen hat, die Kernwaffen zu ächten und die Versuche mit ihnen einzustellen, wird unterschoben, sie beabsichtige einen Atomkrieg auszulösen.



„Im Kreml hat eine Gruppe machtbesessener Fanatiker das ‚Unternehmen Dostojewski' ausgelöst: Die russischen Wasserstoff-Fernraketen tragen ihre tödliche Last über die Grenze." So lautet die Inhaltsangabe des ersten Romanteils in der „Deutschen Illustrierten".

Und wie geht es in Dwingers „Tatsachenroman" weiter? Es versteht sich von selbst, daß sich der kapitalistische Block als überlegen erweist. Und indem Dwinger die Bundeswehr als einen wichtigen Faktor der angeblichen westlichen Überlegenheit darstellt, macht er sich zum Fürsprecher der Aufrüstung Westdeutschlands, womit er wiederum, diesmal nur versteckt, seine Forderung nach dem Eroberungskrieg erhebt.

Wir wollen unseren Lesern nicht verheimlichen, daß die „Deutsche Illustrierte" Dwinger als einen Mann empfiehlt, *„der zu den besten Kennern des Ostens zählt und dem die Überlegungen des amerikanischen Generalstabes vertraut sind."* Es sei uns aber gestattet, in diesem Zusammenhang auf folgende Erfahrungen aufmerksam zu machen: **Auch in der Vergangenheit galt Dwinger „als Kenner des Ostens" und offenbar waren ihm auch die Überlegungen der Generalstäbe bekannt. Allerdings kam es dann doch immer anders als erwartet.**



Jugoslawischer Armeegeneral über die Sowjetarmee

Der Staatssekretär für Nationale Verteidigung der Föderativen Volksrepublik Jugoslawien, Armeegeneral Goschnak, weilte kürzlich zu Besuch in der Sowjetunion. In einem von der Belgrader Zeitung „Borba" veröffentlichten Interview antwortete Goschnak auf die Frage nach seinen Reiseeindrücken:

„Bekanntlich lud mich General Shukow bereits im November des vergangenen Jahres ein, die Sowjetunion und ihre Streitkräfte zu besuchen. Der Besuch fand im Juni dieses Jahres statt. Ich kann Ihnen nur sagen, daß wir in der Sowjetunion sehr warm und freundlich empfangen wurden und uns größte Achtung und militärische Ehrerbietung entgegengebracht wurden. Wo auch immer wir hinkamen, begegnete man uns herzlich und freundschaftlich.

Sie haben wahrscheinlich bereits gelesen, daß wir die Möglichkeit hatten, uns mit einer Reihe Militärakademien bekannt zu machen. Wir besuchten auch Einheiten der Sowjet-

armee, der Flotte und der Luftstreitkräfte. Alles was wir dort sahen, machte auf uns einen außergewöhnlich starken Eindruck. Wir erhielten genaue Vorstellungen über die Sowjetarmee, über ihre Schulen und Akademien, soweit das bei einem ersten Besuch überhaupt möglich ist. Meiner Meinung nach befindet sich der Unterricht an den sowjetischen Militärakademien auf einem sehr hohen, modernen Niveau. Die Akademien sind überaus reich mit allen notwendigen und selbst mit den vollkommensten Ausrüstungen ausgestattet, was den Hörern erleichtert, sich das Lehrpensum anzueignen, und was den Unterricht sehr anschaulich macht.

In einigen Einheiten, die wir besuchten, waren wir während der militärischen Ausbildung anwesend. Man kann sagen, daß die Sowjetarmee sich zu einer völlig modernen Armee entwickelt hat, daß ihr Personalbestand über reiche militärische Erfahrungen verfügt und unaufhörlich seine Kenntnisse erweitert.“

„Den neuen Soldaten vergeht das Lachen“

Unter dieser Überschrift veröffentlichte die „Süddeutsche Zeitung“ in ihrer Ausgabe vom 4. Juli 1957 einen Bericht über die Infanterie-Truppenschule der Bundeswehr in Hammelburg. Nicht ohne Berechtigung schreibt der Autor: *„Hammelburg ist heute Wiege der Infanterie“;* denn aus den Grenadierdivisionen der Bundeswehr muß alles vom Zugführer an aufwärts, müssen ferner alle die Soldaten, die als künftige Unteroffiziere vorgemerkt wurden, die Lehrgänge der Schule besuchen.

Interessant ist, was der Artikel im einzelnen über die Schule aussagt. Über den letzten Fünfmonatelehrgang für Unteroffiziersanwärter wird berichtet, daß jeder vierte Lehrgangsteilnehmer durchgefallen ist. *„Der Ausbildungschef, ein Major“,* so lesen wir, *„gab freimütig zu: Nach alten Maßstäben wären nicht 25 Prozent, sondern gut 40 Prozent abgelöst worden.“*

Der Autor schildert ferner Einzelheiten des Dienstes und der Versorgung, u. a., daß sich Soldaten und Unteroffiziere in den Beförderungsmöglichkeiten getäuscht sehen. Er kommt dann zu den Feststellungen: *„Solche Zustände bringen es mit sich, daß in der ganzen Bundeswehr gemault wird.“* Es überrascht jetzt nicht mehr, wenn der Verfasser des Artikels fortfährt: *„Es kann daher nicht verwundern, daß zahlreiche Soldaten sich nach einem Posten im Zivilleben umsahen, nachdem sie bei der Truppe eine Spezialausbildung, beispielsweise als Kraftfahrer, hinter sich hatten.“* Einer derartigen Abwanderung mußte durch eine Bestimmung ein Riegel vorgeschoben werden, nach der ein Bundeswehrangehöriger, der aus irgendwelchen Gründen sein vorzeitiges Ausscheiden erzwingen kann, die Kosten der Spezialausbildung zurückzuerstatten hat.

Zum Schluß noch einen Kernsatz aus jenem Teil des Berichtes, in dem der Verfasser die Beobachtungen verallgemeinert, die er in den Offiziersspeisesälen der von ihm besuchten Standorte machen konnte. Wir zitieren diesen Satz, weil er nicht einer gewissen Ironie entbehrt. *„Zum Abendbrot wird vorzugsweise Margarine und ein Stück Hartwurst ausgegeben. Ich muß gestehen, einigermaßen betroffen gewesen zu sein, wenn ich als Gast an solchen lustlosen Mahlzeiten teilnahm, bei denen die Offiziere still verdrossen vor sich hin kauten, um dann die magere Portion etwa durch ein Stück Privatkäse zu ergänzen, das sie in einer fettigen Tüte mitgebracht hatten.“*

Mit vollen Recht kann man aus dem genannten Artikel der „Süddeutschen Zeitung“ schlußfolgern: **Das Bonner Kriegsministerium hat erhebliche Schwierigkeiten mit der militärischen Ausbildung und mit der Stimmung der Armeeangehörigen, ganz abgesehen von der Antipathie, mit der viele Wehrpflichtige der Bundeswehr aus politischen Gründen gegenübertreten.**

Der „Fall von Berlin“, I. und II. Teil



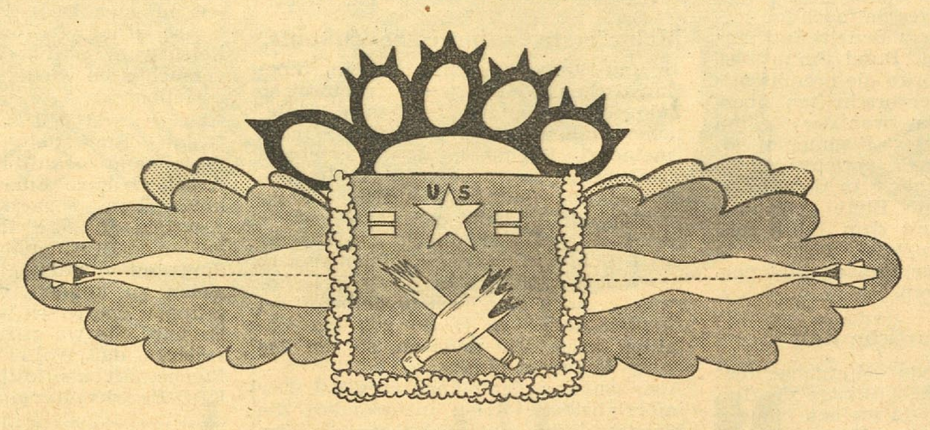
Lehrmaterial für die neu eingerückten bundesdeutschen Wehrpflichtigen ist ein Propagandafilm über die faschistische Aggression gegen die Sowjetunion. Hauptmann Meffert von der Gebirgsjäger-Division in Mittenwald erklärte dazu in der „Süddeutschen Zeitung“:

„Wir werden unsere Rekruten gleich in den ersten Tagen mit der Tradition der früheren ersten Gebirgsjäger-Division bekannt machen. Zu diesem Zweck zeigen wir auch einen Film vom Rußlandeinsatz mit der Hissung der Reichskriegsflagge auf dem Elbrus.“

P. S.: Der zweite Teil des Films mit der Hissung der sowjetischen Flagge auf dem Berliner Reichstagsgebäude wird in der Gefangenschaft gezeigt, zumindest für diejenigen, die noch das Glück haben, mit dem Leben davonzukommen.

US-Ausgänger-Nahkampfspange

mit Schlagring und zerbrochenem Tischbein



Wird am Hosenbund getragen.
Gestiftet von der dankbaren Bonner Regierung ihren treuen amerikanischen Kampfgefährten.
Die Verleihung wird in beträchtlichen Mengen erfolgen, was vom ungebrochenen Kampfgeist der Verbündeten aus Übersee zeugt.

Eine weitere Auszeichnung für die USA-Besatzer ist die

PANZER-SCHRANK-KNACKER-MEDAILLE

mit Dietrich und Gebläse,

um auch den bedeutenden Kreis von Tresor-Entleer-Spezialisten auszeichnen zu können.

Leider können wir von dieser Medaille keine Abbildung veröffentlichen, da bei einem Einbruch in den Safe des Bonner Kriegsministeriums u. a. auch das Musterexemplar geraubt wurde.

EINE KASERNE *erzählt*

60 Jahre stehe ich nun schon hier in Leipzig auf Gohliser Flur. Am 1. April 1897 — die Maler und Zimmerleute hatten gerade die letzte Hand an mich gelegt — da brach sich zum erstenmal an meinen Mauern der Schall einer schmetternden Regimentskapelle und Tausender im gleichen Takt das Pflaster stampfender Militärstiefel. Unter schwarzweißroten Fahnen, auf den Leibriemenschlössern den Namen „Prinz Johann Georg“, zogen lange Kolonnen Soldaten und Offiziere heran. Das Regiment Nr. 107, dessen „erlauchter Regimentschef Seine Königliche Hoheit Prinz Johann Georg von Sachsen“ war, ergriff von mir Besitz.

Der Stammbaum des Regiments

Kam die Rede einmal auf die Geschichte des Regiments, spreizten sich die Offiziere vor Stolz wie Pfaue. Dabei hätten sie sich schämen müssen. Zwar ging der Stammbaum des Regiments sehr weit zurück — bis auf das Jahr 1607, wenn Sie es genau wissen wollen. Aber seine Geburtsmale waren dynastische, volksfeindliche Ziele, waren Raub und Eroberung.

August der Starke von Sachsen — Sie haben gewiß schon von ihm gehört, wenn auch vielleicht nicht von seiner Politik — war sozusagen der Vater des Regiments. „Allergnädigst verordnete Ihro Königliche Majestät“[1], wenige Jahre nachdem sie zum König von Polen gekrönt worden war, das Regiment „Ernst Flemming“ zu formieren. Es sollte helfen, die Macht des Hauses Sachsen zu erweitern bzw. zu festigen. Und das tat es auch. Das Regiment nahm u. a. 1711 bis 1713 in Pommern und 1714 bis 1717 in Polen an den Feldzügen des „Augustus Rex“ teil. Und im allgemeinen blieb das Regiment auch späterhin eine Truppe, die gegen das Volk und zur Unterjochung unserer Nachbarn eingesetzt wurde.

Ich darf nicht vergessen noch zu erwähnen, daß nach dem Beitritt Sachsens zum Norddeutschen Bund Anno 1866 die sächsischen Truppen die preußischen Dienst- und Exerziervorschriften übernommen hatten. Das war der Beginn der Verpreußung des Regiments gewesen. Wenn die sprichwörtliche sächsische Gemütlichkeit in dem Regiment ohnehin nie in Blüte gestanden hatte, so war sie mit dem Jahre 1866 vollends dazu verurteilt worden, in wenigen Stunden der Freizeit kümmerlich dahinzuvegetieren.

Meine kaiserliche Zeit

Dieser unrühmlichen Vergangenheit rühmten sich nun die Offiziere des Regiments, das da jetzt in meinen Mauern Quartier bezogen hatte. Verwunderlich ist es ja auch nicht, wenn man weiß, wes Väter Kinder sie waren. Auch in Sachsen trug der Soldat nicht das Offizierspatent und schon gar nicht den Marschallstab im Tornister. Unter den 14 Kommandeuren des Regiments in der Zeit zwischen 1867 und 1905 zum Beispiel waren 12 Adlige. Und im Verein mit jenen Offizieren, die aus dem gut situierten Bürgertum kamen, sorgte diese blaublütige Gesellschaft schon dafür, daß die Könige von Sachsen, von Banken und Industrie sowie der Kaiser auch in dem 107. Regiment ein willfähriges Instrument zur Durchsetzung ihrer Interessen hatten.

Von Oberleutnant H. Huth

Welches diese Interessen waren? Das ist nicht schwer zu beantworten. Bekanntlich forderte der Kaiser einmal die Soldaten auf, gegebenenfalls auf seinen Befehl auch auf „die Geschwister und Eltern“ zu schießen. Wohl sprachen die Offiziere der 48. Infanteriebrigade, zu der das 107. Regiment gehörte, nicht so unverblümt aus, daß die Truppe zur Unterdrückung der werktätigen Massen da war. Dafür trafen sie im stillen aber alle Vorbereitungen für diesen Einsatz (siehe nebenstehendes Faksimile).

Das andere Ziel hieß: Eroberungskrieg. Das Vorspiel dazu erlebte ich bereits um die Jahrhundertwende. Damals wurden auf dem Kasernenhof 93 Offiziere und Soldaten des Regiments nach dem fernen China verabschiedet, „als es galt, mit gepanzerter Faust die gelbe Gefahr niederzuhalten“ und „um die Ehre des deutschen Reiches zu wahren“, diese Begründung jedenfalls können Sie in der Geschichte des Regiments Nr. 107 von Wagner nachlesen. In Wahrheit ging es bei der Niederschlagung des antiimperialistischen sogenannten Boxeraufstandes um koloniale Eroberungen in China. Und als deutlichen Appell an alle Soldaten und Offiziere des 107. Regiments, ebenso gefolgsam, ebenso blind, ebenso vernarrt zu sein, schütteten Kaiser und König einen Regen von Medaillen und Orden über die Kolonialsöldner aus.

Meine erste „ruhmreiche Zukunft“

Ja, und 1914 schien dann mit dem imperialistischen Weltkrieg die „ruhmreiche Zukunft“ gekommen, die Ihro Königliche Hoheit Prinz Johann Georg „meinem“ Regiment 1894 in einem Trinkspruch gewünscht hatte. In den „Erinnerungsblättern deutscher Regimenter“ Heft 1 heißt es:

„2. August, 8 Uhr abends marschiert das 1. Bataillon mit der Regimentsmusik unter dem Jubel der Leipziger Bevölkerung ... nach dem Freiladebahnhof am Chausseehaus.“ (S. 1) So zog ein Bataillon nach dem anderen, so zog das ganze Regiment hinaus.

Aber ich war nicht lange verwaist. Der imperialistische Krieg, insbesondere die Marneschlacht, die Schlachten an der Somme und vor Verdun fraßen die Menschen. Und in meinen Mauern wurde der erste Nachschub für das Regiment, noch ein Nachschub und wieder ein Nachschub ausgebildet. Wissen Sie, wieviel draußen blieben für die Dividende der Krupp und Stinnes? 2771 Gefallene und 384 „Vermißte“.

Eine neue Zeit?

Wie war ich froh, als dann der Sturm der Revolution losbrach. Ich dachte mir, jetzt beginnst du erst den einfachen Menschen nützlich zu werden. Aber der Verrat reformistischer SPD-Führer und die Unentschlossenheit der in Leipzig tonangebenden USPD, das Fehlen einer revolutionären Massenpartei erlaubten es der Reaktion, wieder die Macht zu ergreifen. Im Mai 1919 *„schafften sächsische Grenzjäger Seite an Seite mit preußischen Freikorps unter dem Kommando des Generals Maerker rasch Ordnung“*, hieß das in der Sprache der Reaktion.

Und wieder hatte ich reaktionäre Truppen auf dem Hals: Erst Einheiten der Schwarzen Reichswehr, dann die Hauptteile des 11. Infanterieregiments der Reichswehr. Das 11. Infanterieregiment machte es sich zur Aufgabe, besonders die Traditionen des 107. Regiments zu pflegen. „Der Geist des alten Heeres, der in den Mauern fortlebte, pflanzte sich unwillkürlich in der mit dem kostbaren Erbe edler Traditionspflege betrauten jungen aufwärtsstrebenden Wehrmacht ein.“ In diesen Sätzen der „Regimentsgeschichte des 11. Infanterieregiments“[2] steckt das Eingeständnis: Der Kaiser war zwar gegangen, doch nicht nur die Generale, sondern auch der alte Geist war geblieben.

Das erlebte ich vom Kapp-Putsch

Dieser fortschrittfeindliche Geist trat wiederholt in Aktion. Ich will Ihnen das am Beispiel des Kapp-Putsches beweisen.

Als Teile der vorläufigen Reichswehr den Kapp-Putsch unternahmen, verhielten sich die anderen nach der Parole des Generals von Seeckt: *„Reichswehr schießt nicht auf Reichswehr“*, was einer Unterstützung für die Putschisten gleichkam.[3] Als sich aber in Leipzig wie in ganz Deutschland die Arbeiterklasse erhob, da wurde die Leipziger Reichswehr aktiv. Wie schon gehabt, versuchte sie wieder „die Ordnung herzustellen“.

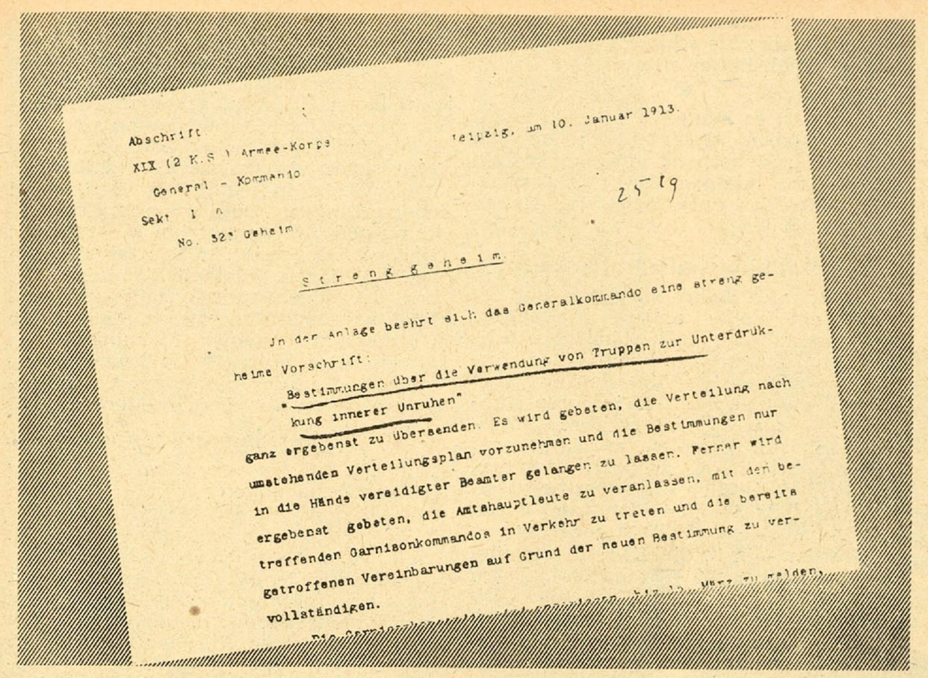
Aber vorerst biß sie erst einmal auf Granit. Sie stieß nämlich auf den Widerstand zahlreicher bewaffneter Arbeitertrupps. Einzelne dieser Trupps unternahmen sogar kleinere, verwegene Angriffe auf die in meinen Mauern hockende Brut der Reaktion, ohne allerdings einen entscheidenden Erfolg erzielen zu können; denn die Arbeitergruppen operierten isoliert voneinander. Es wird Sie wahrscheinlich auch interessieren, daß Walter Ulbricht in seiner Eigenschaft als Mitglied der von der KPD-Bezirksleitung eingesetzten Fünf-

---

[1] Formulierung aus dem Gründungserlaß.

[2] „Das 11. (Sächs.) Infanterie-Regiment“, Rolf Arndt-Verlag, Leipzig 1935.

[3] Unverhohlene Sympathie für die Putschisten bekundet auch die „Regimentsgeschichte des 11. IR“. Dort heißt es nämlich auf Seite 9: „Leider wurde die ruhige Entwicklung des jungen Heeres im März 1920 durch den unglücklichen Kapp-Putsch jäh unterbrochen.“ Also es war beileibe kein reaktionärer, kein volksfeindlicher, sondern nur ein „unglücklicher“ Putsch.



Abschrift

XIX (2 K.S.) Armee-Korps

General - Kommando

Sekt. I n

No. 52? Geheim

Leipzig, am 10. Januar 1913.

25/9

Streng geheim

Jn der Anlage beehrt sich das Generalkommando eine streng geheime Vorschrift:

„Bestimmungen über die Verwendung von Truppen zur Unterdrukkung innerer Unruhen"

ganz ergebenst zu übersenden. Es wird gebeten, die Verteilung nach umstehenden Verteilungsplan vorzunehmen und die Bestimmungen nur in die Hände vereidigter Beamter gelangen zu lassen. Ferner wird ergebenst gebeten, die Amtshauptleute zu veranlassen, mit den betreffenden Garnisonkommandos in Verkehr zu treten und die bereits getroffenen Vereinbarungen auf Grund der neuen Bestimmung zu vervollständigen.

Mann-Kampfleitung damals den Vorschlag unterbreitete, mich im Zusammenwirken aller Arbeitertrupps zu stürmen. Die USPD aber, die den Kampf ängstlich auf rein defensive Handlungen zu beschränken versuchte, lehnte ab. Immerhin, und das freute mich sehr, konnten die Reichswehrleute durch die Aktivität der einzelnen Arbeitertrupps kaum noch aus dem Bau. Wie erbost sie darüber waren. Das veranlaßte dann den Kommandierenden General von Pilsack, persönlich zu befehlen, den der Reichswehr besonders unbequemen Stützpunkt in der Mecklenburger Straße auszuheben. Hier habe ich einen zeitgenössischen Bericht über diese Aktion, und während Sie ihn lesen, kann ich mich etwas verschnaufen.

„Ein Lastauto, vorn mit einem Maschinengewehr bestückt und mit Reichswehrsoldaten übervoll besetzt, machte sich ... auf den Weg. Die Straßen sind menschenleer. An der Kreuzung Hallische Straße — Mecklenburger Straße setzte plötzlich von allen Seiten heftiges Gewehrfeuer der Arbeiter ein. Der Fahrer wurde verwundet; der kommandierende Offizier, der neben dem Fahrer saß, ebenfalls und geriet später in Gefangenschaft der Arbeitertrupps. Das führerlose Auto fuhr auf den Bürgersteig auf und blieb an einer Hauswand stehen. Die Mannschaften suchten Schutz in der in den anliegenden Häusern befindlichen Drogerie Wünsch. Und nun folgte ein mehrstündiges Feuergefecht. Aus den Häusern, von den Dächern wurden die Kapp-Putschisten mit Gewehren beschossen. Turner warfen von den Dächern Handgranaten ... Erst in den Abendstunden flauten diese Kämpfe ab und wurde die vorgeschobene Truppe durch Verstärkung von Reichswehr aus ihrer Situation befreit und nach der Kaserne zurückgeleitet."

Zwei Tote und mehrere Verwundete hatte die Reichswehr, keine Verluste die Arbeitertrupps.

Obwohl sich in den Kämpfen der ersten Tage die Überlegenheit der Arbeiter gezeigt hatte, unterlagen sie schließlich. Aber nicht aus Schwäche, sondern erst, nachdem die USPD- und SPD-Führer die einheitliche Front gesprengt hatten.

„Reichswehr bereitet den Boden für das Dritte Reich vor"

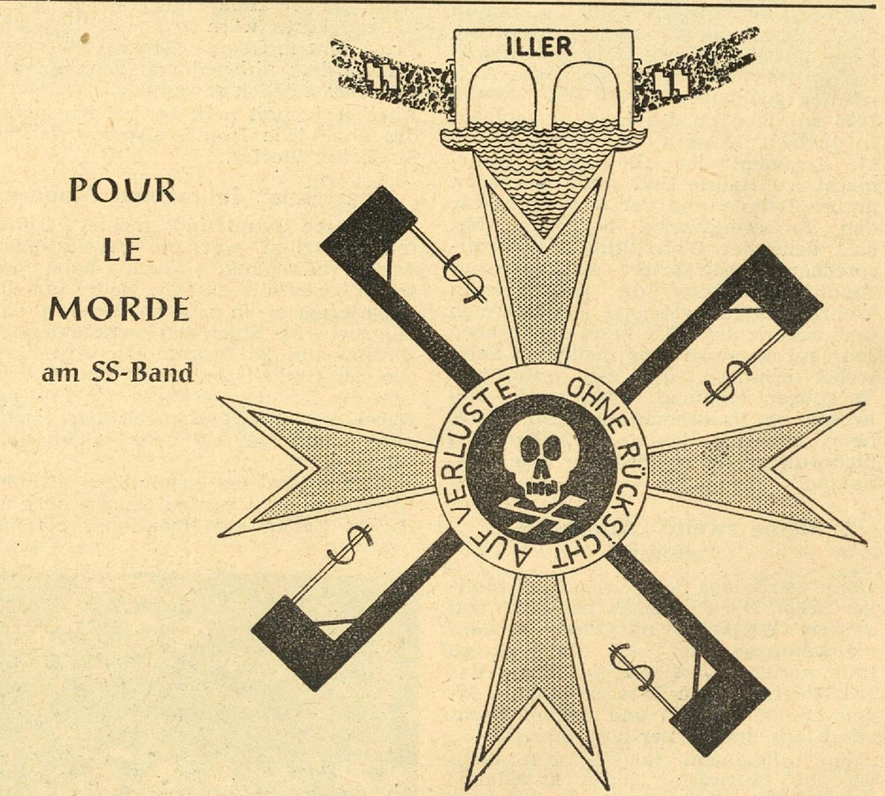
In den späteren Jahren gab es noch manchen Versuch der Arbeiter, den einfachen Reichswehrangehörigen die reaktionären Scheuklappen vom Gesicht zu reißen. Nachts wurden zum Beispiel des öfteren Postkarten und Spruchbänder über die Mauern geworfen; ihr handelt euren eigenen Klasseninteressen zuwider — war ihr Mahnwort. Aber im großen und ganzen wurden in meinen Mauern wie in den übrigen Reichswehrkasernen in der Zeit von 1923 bis 1933 ohne größere Störungen die militaristischen Kader ausgebildet, die dann den Grundstock für die faschistische Armee bildeten. Es hat deshalb schon seine Berechtigung, wenn die Reichswehrleute das erste Kapitel der Regiments-

Die blaue Zeichnung auf der nebenstehenden Seite wurde im Jahre 1924 als Postkarte gedruckt und von den revolutionären Arbeitergruppen zur Beeinflussung der Reichswehr benutzt. Die Postkarte enthielt außerdem noch folgenden Text:

Kamerad! Bedenke bei jedem Schuß, den Du gegen demonstrierende Arbeiter abgibst, daß Du keine Feinde, sondern alte ehemalige Kollegen, Freunde, Deinen Bruder, Deine Mutter treffen und töten kannst.

POUR LE MORDE

am SS-Band



Neuester NATO-Orden in zwei Stufen (in Blut und Wasserfarbe).

Der POUR LE MORDE in Wasserfarbe wird für „erfolgreich" angewandte preußisch-faschistische Ausbildungsmethoden verliehen. Wie wir erfahren, sollen diese Auszeichnung erstmalig Kriegsminister Strauß, Oberst von Baer und Stabsoberjäger Julitz erhalten.

Der POUR LE MORDE in Blut, auch Durchhalteorden genannt, soll als Gewissenstrost an NATO-Kommandeure vergeben werden, die, wie schon gehabt, bis zum letzten Mann für Rockefeller oder IG Farben kämpfen lassen, falls es ihnen gelingt, sich dann abzusetzen.

Beim POUR LE MORDE in Blut wird das SS-Band nicht am Modell der Illerbrücke, sondern am Modell eines schwarzen Sarges befestigt, der symbolisch auf einem Strom roten Blutes schwimmt. Die zwischen den Flügeln des Kreuzes befindlichen Galgen deuten die Argumente an, mit denen gegebenenfalls rebellierende Bundeswehrsoldaten von der Unrichtigkeit ihrer Auffassung überzeugt werden sollen. Eine solche „Erziehungsarbeit" soll notfalls auch unter Zivilpersonen geleistet werden, welche die Frechheit besitzen, Widerstand zu leisten.

geschichte des 11. Infanterieregiments überschrieben: **„Reichswehr bereitet den Boden für das Dritte Reich vor."** Aber bevor ich auf diese dunkelste Zeit zu sprechen komme, muß ich aus Eitelkeit — aber nicht nur deshalb — noch ein Ereignis aus dem Jahre 1930 erwähnen. Denn da wurde ich zum ersten Male in ganz Deutschland bekannt wie ein bunter Hund. Und das kam so:
Ein Reichswehrangestellter wandte sich damals an den Leipziger RFB mit dem Angebot, er würde gegen 2000 DM alle Waffen der von ihm verwalteten Waffenkammer ausliefern. Zu dieser Zeit machten sich die Faschisten bereits mausig, ohne von der reaktionären Polizei ernstlich gehindert zu werden. So willigte der leitende RFB-Funktionär ein. Gesagt, getan. Auf LKW wurden aus meinen Mauern 214 Gewehre und 37 MG hinausgeschmuggelt. Leider flog dann alles auf. Unter großem Propagandaaufwand wurde ein Prozeß durchgeführt und die beteiligten Arbeiter wurden zu hohen Gefängnisstrafen verurteilt.
Als dann 1933 die Nazis die Macht übernahmen, herrschte in meinen Mauern eitel Freude. Die alten schwarzweißroten Farben durften wieder an die Kopfbedeckungen gesteckt werden, und am 20. Jahrestag der Mobilmachung zum ersten Weltkrieg fanden in allen Standorten der Reichswehr Kriegsgedenkfeiern statt, die mit der Vereidigung auf Hitler verbunden wurden. Wer Augen hatte zu sehen — und in dieser Beziehung waren die Reichswehrleute im allgemeinen sehr scharfsichtig —, sah, daß der Kurs auf die Aufrüstung genommen wurde.
1935 wurde dann das Heer umgebildet. In meinen Mauern war seitdem das 11. Regiment der „Deutschen Wehrmacht" zu Hause. Und schon wurde im großen Rahmen mit der Ausbildung für den Eroberungskrieg begonnen. Mit echt deutscher Gründlichkeit und entsprechend „bewährter" altpreußischer Tradition wurden die eingezogenen Wehrpflichtigen geknetet und getreten und abgerichtet. Ich kann mich noch sehr gut an einen lang gedienten Feldwebel erinnern, der ein wollüstiges Vergnügen empfand, wenn er die Rekruten im Nachthemd und mit Stahlhelm schleifen konnte. Glauben Sie nicht, dieser Zwölfender war eine Ausnahme.

Meine zweite „ruhmreiche" Zukunft"

Dann wurde aus dem Kriegsspiel blutiger Ernst. Die Faschisten begannen den dritten Weltkrieg mit dem größenwahnsinnigen Ziel, sich die Welt zu unterwerfen. Und wieder begann das Marschieren. Und wieder bildete ich den ersten, zweiten und dritten Nachschub aus und immer noch einen.
„Mein" Regiment konnte zwar nicht wie die Luftwaffe „gegen Engelland" fliegen, aber dafür durfte es „siegreich Frankreich schlagen" und gegen die „Sowjets" ziehen. Das ging ja dann bekanntlich ins Auge. War der Krieg der Nazis total, so war ihre Niederlage noch totaler. Die Opfer, die das allerdings auch an Menschen „meines" Regiments kostete, sind bisher nicht gezählt. Aber es ist wohl ein Vielfaches von dem, was im ersten Weltkrieg für die Monopolherren ins Gras beißen mußte.
Ich darf abschließend zu dieser düsteren Zeit nicht vergessen zu erwähnen, daß im April 1945 ungefähr 20 Antifaschisten in meinen Mauern eingesperrt waren. Sie wurden noch alle erschossen. Was die Nazis angekündigt hatten, machten sie also auch hier in meinen Mauern wahr: Sie schlugen die Tür mit lautem Knall hinter sich zu.

*

Und wie ist es heute?
Wieder leben Soldaten in meinen Mauern. Und doch ist alles anders als früher, das können Sie mir glauben. Wer sollte das auch besser beurteilen können als ich?

Die Schleifer haben abgedankt

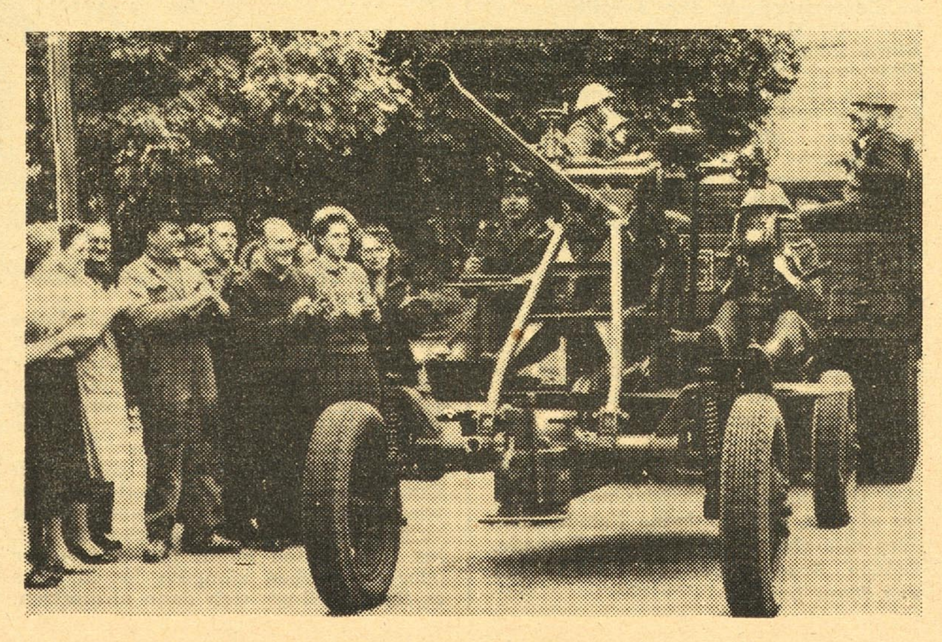
Ich freue mich täglich aufs neue, daß ich heute ein völlig anderes Verhältnis zwischen Offizier und Soldat beobachten kann, ein kameradschaftliches Verhältnis nämlich. Es fällt den Soldaten schwer, zu glauben, daß in ihren Zimmern Vorgesetzte früher ihre Untergebenen zum Beispiel im Nachthemd und mit Stahlhelm „geschliffen" haben, so fremd sind ihnen diese Geschehnisse. Die Ursachen für die Wandlung liegen wohl darin, daß die Volksarmee nicht nur in Worten — wie die Kaiserlichen und die Naziwehrmacht —, sondern in Taten den Frieden behütet und daß die Offiziere einfache Menschen des Volkes sind. 89 Prozent der Offiziere meiner Flak-Einheit — sie ist kein Paradepferd, ich könnte ebenso jede andere der in meinen Mauern stationierten Einheiten als Beispiel anführen — waren früher Industriearbeiter, 7,2 Prozent Angestellte und je 1,9 Prozent Landarbeiter und selbständige Handwerker. Solch ein Offizierskorps wäre in einem Regiment Prinz Johann Georgs, General Maerkers oder Hitlers nicht einmal denkbar, geschweige möglich gewesen.
Aber es kommt noch besser. Ich meine das ohne jede Ironie, also im wahren Sinne des Wortes.

„Spartakus" in meinen Mauern

Der innere Hauptfeind „meiner" früheren Einheiten war die revolutionäre Arbeiterbewegung, davon habe ich Ihnen ja bereits erzählt. Heute übt die Arbeiterpartei in meinen Mauern wie allgemein im Staat den entscheidenden Einfluß aus. 20 Prozent der Angehörigen der Einheit und mehr als 80 Prozent der Offiziere gehören der SED an. Dabei ist die Wirksamkeit der Partei noch größer, als es diese Zahlen ausdrücken.
Auch der Chef des zuständigen Militärbezirks ist nicht wie zu Kaisers oder zu Hitlers Zeiten ein Reaktionär bis auf die Knochen. Ganz im Gegenteil. Er ist ein seit Jahrzehnten erprobter Antifaschist, der zum Beispiel im spanischen Bürgerkrieg in den Reihen der Internationalen Brigaden gegen die Francofaschisten und ihre deutschen und italienischen Spießgesellen kämpfte.
Ist es nicht ein weiterer Beweis für den neuen Geist in meinen Mauern, wenn meine Jungens heute das alte Arbeiterkampflied „Im Januar um Mitternacht" singen und damit der Spartakisten gedenken, jenen Freiheitskämpfern, die von der Reichswehr gehaßt und verfolgt wurden? Und wissen Sie, wo die Kulturgruppe meiner Flakeinheit mit diesem Lied auftrat? Sie beendete damit am „Tag des Bergmanns" ein Kulturprogramm vor Bergarbeitern.

Meine neuen Freunde

Und da bin ich schon bei den völlig neuen Beziehungen meiner Soldaten und Offiziere zu den Werktätigen.
Zum „Tag der Volksarmee" kamen viele, viele Menschen zu uns. Unter den Besuchern, die da ihre Verbundenheit mit i h r e r Einheit bekundeten, die da in i h r e Kaserne kamen, war auch mancher ergraute Arbeiter, für den ich damals in den Tagen des Kapp-Putsches zum Beispiel das verhaßte Nest des Feindes war. In ihrem Namen war wohl auch das Glückwunschschreiben abgefaßt, das meine Einheit von dem Leipziger Großbetrieb Schwermaschinenbau Verlade- und Transportanlagen, vormals Bleichert, erhielt und in dem es heißt: *Wir wissen sehr gut, daß die Waffen, die in Euren Händen sind, niemals mißbraucht werden und sich gegen die Arbeiterklasse richten, weil Ihr selbst Söhne der Arbeiter, der Bauern und der Intelligenz seid.*
Und dann gibt es noch etwas Neues. Die Soldaten mit dem roten Stern wurden früher den Rekruten als Gespenster an die Wand gemalt. Sie galten als der „Todfeind". Heute sind sie und meine Soldaten und Offiziere gut Freund miteinander. Sie treffen nicht selten zusammen — es könnte allerdings noch öfter sein —, und es hat auch schon gemeinsame Schießwettbewerbe gegeben.
Alles in allem: Ich brauche heute keine Anführungsstriche mehr zu setzen, wenn ich von **meiner Einheit** spreche. Von den Einheiten der Volksarmee brauche ich mich nicht zu distanzieren. Es sind wirklich **meine** Einheiten.





Von den 466 Abgeordneten der Volkskammer sind:

268 **Arbeiter**
42 **Bauern**
67 **Angestellte**
41 **Handwerker und Gewerbetreibende**
48 **Intellektuelle**



Von den 509 Abgeordneten des Bonner Bundestages sind:

8 **Arbeiter**
1 **Mittelbauer**
17 **Handwerker**
102 **Unternehmer / Konzernvertreter**
110 **Beamte** .
47 **Gutsbesitzer**
224 **Intellektuelle und Vertreter verschiedener Berufe**

Ein Mensch wie du und ich

Der folgende, vielen Bürgern in Westdeutschland sicherlich unglaublich erscheinende Vorfall ereignete sich vor einiger Zeit in einer Dienststelle der Nationalen Volksarmee.

In der Sprechstunde des Volkskammerabgeordneten Rolaf Schahn, Major der Nationalen Volksarmee, erschien ein junger Genosse mit dem Dienstgradabzeichen eines Gefreiten. Nach seinen Wünschen und Sorgen befragt, verlangte er — wenn auch etwas verlegen — weiter nichts, als den Lebenslauf des Abgeordneten zu hören. Diese Bitte wurde ihm sofort erfüllt.

Sichtlich zufrieden mit dem Gehörten dankte der junge Genosse, und sich verabschiedend sagte er: „Ich freue mich, daß Sie auch ein Arbeiter sind und daß ich zu Ihnen Vertrauen haben kann."

*

Man kann sich leicht vorstellen, daß ein solches Gespräch zwischen einem einfachen Bundesbürger (noch dazu einem uniformierten!) und solchen Bundestagsabgeordneten wie Hasso von Manteuffel, dem ehemaligen „Großdeutschland"-Kommandeur, oder wie Berendsen (Mitglied des Bonner Militärausschusses, ehemaliger Generalstabsoberst, vorgesehen als NATO-Brigadegeneral) oder auch beliebig anderen Bundestagsabgeordneten völlig unmöglich ist. Manteuffel und Berendsen halten keine öffentlichen Sprechstunden ab, sie würden sich auch solche „indiskreten Fragen" nach ihrem persönlichen Leben verbitten. Denn: erstens sind sie ja viel zu „vornehm", um sich mit dem „Mann von der Straße" zu unterhalten; zweitens haben sie so manchen dunklen Fleck auf ihrer Weste und drittens wäre es ihnen durchaus nicht möglich, dem von seiner Hände Arbeit lebenden Bundesbürger zu beweisen, daß sie seine Interessen ehrlich vertreten und daß er deshalb zu ihnen Vertrauen haben kann.

Bedauerlicherweise sind diese Leute zur Zeit noch die typischen Vertreter des Bundestages. In der Volkskammer der DDR ist das anders. Hier bestimmen die Arbeiter, die Bauern und die übrigen Werktätigen.

*

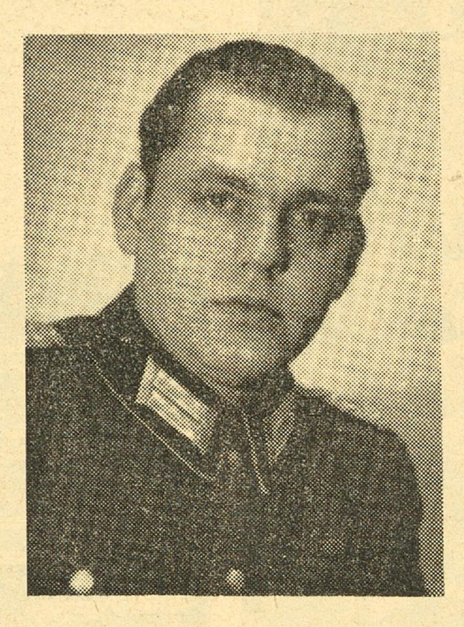
Zu den aus der Arbeiterklasse kommenden Abgeordneten der Volkskammer gehört der jetzt 29jährige ehemalige Schlosser und Schweißer und jetzige Major Rolaf Schahn. Als Mitglied der Abgeordnetengruppe der FDJ vertritt er in der Volkskammer die Interessen der Jugend der DDR und damit auch die Interessen der Jugendlichen in der Nationalen Volksarmee. Natürlich ist seine Tätigkeit als Volkskammerabgeordneter mit der Teilnahme an den Plenarsitzungen und mit der Vorbereitung auf diese nicht erschöpft. Die umfangreichste Arbeit (und das ist einer der wesentlichsten Unterschiede zum bürgerlichen Parlament) ergibt sich aus

der ständigen direkten Verbindung mit der Bevölkerung, mit den einzelnen Wählern.

Genosse Major Schahn betreut ständig einige Ortschaften im Kreis Greifswald. Jeden Monat führt er in der landwirtschaftlichen Fachschule Eldena und in der Gemeinde Loissin öffentliche Sprechstunden durch. Zu ihm kommen die Angehörigen aller Schichten mit ihren Sorgen und Nöten, aber auch mit ihren Vorschlägen.

Zur Sprache kommt in diesen Sprechstunden alles mögliche: von der Versorgung mit Autoöl über Probleme des Denkmalschutzes bis zur Klage einer Ehefrau über ihren trunksüchtigen Mann. Vielen Menschen konnte Genosse Schahn schon helfen. Seine Hauptmethode heißt: an Ort und Stelle verändern. Natürlich ist es ihm allein nicht möglich, alles zu klären — oft fehlt zur Beseitigung von Mißständen die Eigeninitiative der Menschen —, in diesen Fällen hat der Abgeordnete eindringliche Überzeugungs- und Erziehungsarbeit zu leisten.

Die erfolgreiche Arbeit des Genossen Major Schahn findet ihren besonderen Ausdruck in dem ständig enger werdenden Vertrauensverhältnis zwischen der Bevölkerung von Eldena und Loissin und den Soldaten und Offizieren der Nationalen Volksarmee.



Einen bedeutenden Teil seiner freien Zeit widmet der Volkskammerabgeordnete Schahn den Angehörigen seiner Dienststelle. Zweimal monatlich führt er in mehreren Einheiten dieser Dienststelle gut besuchte Sprechstunden durch, und es gibt wohl dort kaum einen Genossen, der „seinen" Abgeordneten nicht kennt. Auch hier hilft Genosse Schahn, wo er nur kann. Sei es, daß ein Genosse Sorgen mit der Zulassung zum Hochschulstudium hat, oder ob es gilt, einem Genossen die Kuh, die er bei seinem Eintritt in die Nationale Volksarmee in seiner LPG zurückließ, zu sichern.

Als wir uns kürzlich mit dem Genossen Major Schahn über seine Abgeordnetentätigkeit unterhielten, versicherte er uns, daß ihm seine verantwortungsvolle und schwere Arbeit als Abgeordneter des höchsten staatlichen Organs unserer Republik große Freude bereite; „denn", so sagte er, „ich habe viel dazugelernt. Vor allen Dingen sehe ich in der Praxis (und das auch an mir selbst), daß die Arbeiter und Bauern der DDR durchaus in der Lage sind, ihren Staat zu leiten — ihn zu leiten im Interesse des ganzen deutschen Volkes."

Unsere Gedanken dazu lassen sich ganz knapp zusammengefaßt in die Worte des oben zitierten jungen Gefreiten kleiden: Wir freuen uns, daß er ein Arbeiter ist und daß wir zu ihm Vertrauen haben können.

Gerhard Berchert

Atomzeitalter — das Zeitalter des Kommunismus

(Fortsetzung und Schluß)

USA-Monopole fürchten das Atomzeitalter

Die Privatinteressen der herrschenden USA-Monopolisten lassen eine umfassende Anwendung der Kernenergie für friedliche Zwecke nicht zu, und sie versuchen durch ihre Mittelsmänner dem „Geschwätz verantwortungsloser Physiker vom Anbruch des Atomzeitalters" (Zeitungsverleger Mc Kinney) entgegenzutreten.

*

Am 1. August 1946 erhielt das „Gesetz über die Atomenergie" durch die Unterschrift Präsident Trumans Gesetzeskraft.

Paragraph 1 lautete:

„Die Erzeugung von Atomenergie hat die volle Verteidigung und Sicherung des Landes zum Ziel und soll **nach Möglichkeit** auf dem Wege der freien Konkurrenz und des privaten Unternehmertums darauf gerichtet sein, den Wohlstand des Volkes zu verbessern und bei der Erhaltung des Weltfriedens mitzuwirken ..."

„Nach Möglichkeit" — dazu erklärte der Senator des Staates Michigan, Arthur Vandenberg:

„... Nehmen wir an, daß jemand die Erfindung einer Lokomotive mit Atommotor bekanntgibt, die zwischen New York und Washington verkehrt und für einige Dollar Atomenergie verbraucht. Das hätte die Entwertung der Aktien aller Eisenbahn- und Kohlegesellschaften sowie den Bankrott der Versicherungsgesellschaften zur Folge ..."

Deshalb beeilten sich die führenden Monopolistengruppen, welche die Produktion von Elektrizität, Kohle und Erdöl in den USA kontrollieren (die Morgan-Gruppe durch die Tochterfirma „General Electric" und die Gruppen Dupont und Rockefeller-Mellon), mit der Regierung der USA einen Vertrag zum Bau und zur Nutzung von Atomwerken abzuschließen. In ihren Händen konzentrieren sich alle technischen Versuche und Ergebnisse. Es steht in ihrer Macht, das Atomgeschäft vom Standpunkt ihrer Interessen aus auf dem Energiemarkt der USA zu „lenken". Ausgerüstet mit dieser Macht verhinderten sie mehrmals die Verwirklichung von Projekten zum Bau von Versuchs-Atomkraftwerken.

Im Jahre 1946 wurde unter Verwaltung der General Electric in West-Milton (Staat New York) ein „Laboratorium zum Studium der Atomkraft" geschaffen. Eine der ersten Aufgaben des Laboratoriums war offiziell die Herstellung eines industriell nutzbaren Atomreaktors. Die Frist betrug bis zur Fertigstellung fünf Jahre. Nach sechs Jahren veröffentlichte man einen Bericht, in dem es hieß:

„Es kann auf dem Gebiet der Erzeugung von Elektroenergie durch Atomkraftwerke kein abschließendes Urteil abgegeben werden."

Von dem vorgesehenen Reaktor war in West-Milton keine Spur zu finden. Der Direktor der Reaktorenabteilung der Atomenergiekommission, Dr. L. R. Hafstad, erklärte dazu:

„Wir sollten uns zu dem Mißerfolg nachsichtig verhalten... Leider ist unsere Nation etwas arm an wissenschaftlichen Kadern für dieses spezielle Gebiet... Doch wir werden die Hände nicht in den Schoß legen. Wir haben den Beschluß gefaßt, dieses Laboratorium auf eine andere Arbeit umzustellen. Es wird einen Reaktor für ein Atom-Unterseeboot projektieren ..."

Für diese „andere Arbeit" waren sofort, wie auf Kommando, die wissenschaftlichen Kader zur Stelle.

*

Es wurden Atomwerke für die Produktion von Atombomben und Atomge-

schosse gebaut, unter anderem in Oak Ridge, Portsmouth und Paducah. Die obenerwähnten Atommonopole machten dabei durch Lieferung von Ausrüstungen und Elektroenergie und durch Verwertung und Verkauf der Abfallprodukte das Riesengeschäft von 14 Milliarden Dollar. Nur die Einbeziehung der Atomkraftgewinnung in die Rüstungsproduktion war für sie gewinnversprechend. Das ließ auch der Vorsitzende der Atomenergiekommission, Gordon Dean, am 11. Mai 1952 durchblicken:

„Unsere erste Sorge ist, die Vorräte an Atombomben zu vergrößern; unsere zweite Sorge — diese Waffe, wenn möglich, zu vervollkommnen; unsere dritte Sorge — die Wasserstoffbombe zu entwickeln, und unsere vierte Sorge — ist der Bau eines Reaktors zur Erzeugung von Elektroenergie, aber nicht zur Beleuchtung der Städte und zur Versorgung von Fabriken, sondern vor allem zum Antrieb des Unterseebootes."

*

Am 27. Juni 1954 wurde das erste Atomkraftwerk der Welt in der UdSSR in Betrieb genommen. Die moralische Wirkung war für das USA-Finanzkapital schrecklicher als die erste sowjetische Wasserstoffbombenexplosion am 12. August 1953.

Man begann eilig mit dem Bau eines Versuchskraftwerkes in Shippingport, Staat Pennsylvania, um nicht noch mehr an internationalem Ansehen zu verlieren. Die Hauptsorge brachte der USA-Präsidentschaftskandidat Stevenson zum Ausdruck, als er sagte:

„Wenn nicht die Vereinigten Staaten, sondern die Sowjetunion die schwachentwickelten Länder mit Atomenergie versorgt, so wird das für uns wahrlich ein schändlicher Mißerfolg und eine Demütigung sein!"

Die USA fürchteten, auf dem sich neu bildenden Atom-Weltmarkt zu spät zu kommen. Sie begannen, eiligst ihre Maßnahmen zu treffen.

*

40 Tonnen aufbereitetes Uran stellten die USA als Atom-„Hilfe" für kapitalistische Länder (außer für England und Kanada) bereit. Wie diese „Hilfe" aussieht, zeigt sich am Beispiel Belgiens, das immerhin als Besitzer von Uranbergwerken in Belgisch-Kongo noch günstigere Verhandlungspositionen inne hat als andere Länder:

a) Die USA behalten das Eigentumsrecht an dem an Belgien verkauften Kernbrennstoff, d. h., sie können ihn jederzeit zurücknehmen;
b) sie haben Anspruch auf den im belgischen Reaktor erzeugten Sekundär-Brennstoff (Plutonium);
c) sie führen diesen Brennstoff nach Amerika aus;
d) sie kontrollieren den Verkauf aller chemischen Produkte, die in diesem Reaktor erzeugt werden.

Ebenso ist die EURATOM ein Instrument zur Unterwerfung der westeuropäischen Atomquellen unter die Herrschaft Washingtons. Allerdings spielt dabei noch der westdeutsche Imperialismus eine besondere Rolle, worauf hier aber nicht eingegangen werden kann.

*

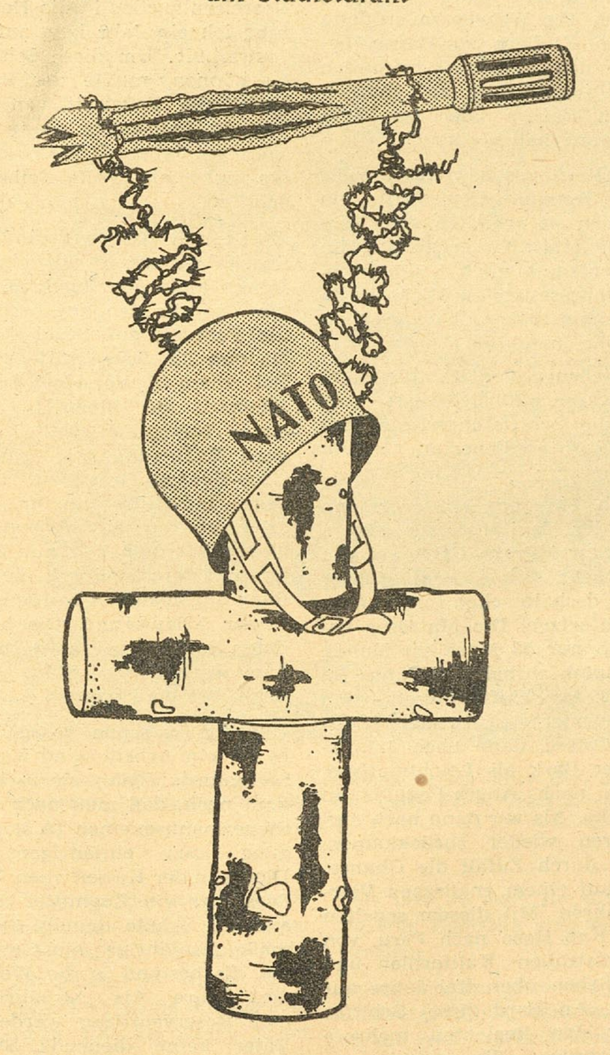
Das Privateigentum an den Produktionsmitteln hindert die volle Ausnutzung der reichen technischen Möglichkeiten der USA zur friedlichen Verwendung der Atomenergie. Der technische und gesellschaftliche Fortschritt wird gewaltsam gehemmt. Die USA-Monopole fürchten das Atomzeitalter.

Der gesellschaftliche Fortschritt läßt sich jedoch auf die Dauer nicht aufhalten, und mit der Entstehung sozialistischer Produktionsverhältnisse entwickelt sich die Wissenschaft, darunter auch die Atomphysik, zum Nutzen der Gesellschaft zur vollen Blüte — denn das Atomzeitalter ist das Zeitalter des Kommunismus.

G. B.

DEUTSCHES KREUZ IN HOLZ

am Stacheldraht



Schlichte Ausführung (Birke).

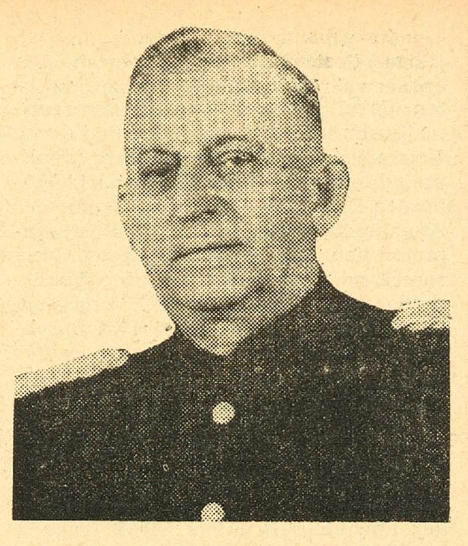
Von den westdeutschen Monopolen gestiftete Auszeichnung für Bundeswehrsoldaten.

Soll in großen Mengen verliehen werden.

PS.: Es ist zu erwarten, daß die westdeutschen Jugendlichen an das Schicksal ihrer Väter denken, auf die auch ihnen zugedachte traditionelle „Ehrung" pfeifen und die Kreuzverteiler kreuzweise bis übers Kreuz abrutschen lassen.

Fregattenkapitän Zühlsdorff:

„Ut mine Seefahrtstid“



Im jetzt polnischen Schiffskontrollhafen Trebitz wurde ich geboren.

Mein Vater war Seemann und auch meine nächsten Verwandten waren Seeleute.

Mit Seemannsblut in den Adern wählte ich ebenfalls den Seemannsberuf. Als Jugendliche haben wir uns oft von den älteren Seeleuten erzählen lassen, wie gefahrvoll die Seefahrt mit Segelschiffen besonders in nordischen Gewässern war. Viele Segler sind mit Mann und Maus untergegangen. Die Witwen saßen dann mit mehreren Kindern zu Hause, bekamen von den Reedern monatlich fünf Mark Unterstützung und mußten sich bei den Bauern oder im Wald ihren Lebensunterhalt verdienen.

In meinem Elternhaus bewohnten viele Jahre vier Seemannswitwen je ein Stübchen. Auch sie erhielten vom Reeder nur fünf Mark Unterstützung im Monat. Ich entsinne mich heute noch, daß sie die Jahresmiete zu Michaelis in lauter 50-Pfennigstücken, hart erarbeitetem Tagelohn, bezahlten.

Die Hinterbliebenen der Kapitäne und Steuerleute waren natürlich besser versorgt, weil die Schiffsführer meistens Mitreeder und Mitverdiener am Gewinn der Frachten waren.

Noch als ich ein junger Steuermann war, bekam der Kapitän außer seinem guten Gehalt zwei Prozent Gewinn von der Bruttofracht. Viele Schiffsführer konnten sich deshalb schon mit 50 Jahren zur Ruhe setzen. Die Matrosen bekamen jedoch nur 58 Mark im Monat. Meine Seemannslaufbahn begann im Frühjahr 1902. Als Schiffsjunge fuhr ich auf einer Schonerbrigg in der Nord- und in der Ostsee, dann nach Jahresfrist auf einer Bark als Leichtmatrose. Wir segelten nach Angra-Peguina in Südwest-Afrika. Als wir dann nach eineinhalb Jahren wieder zurückkamen, bot sich mir durch Zufall die Chance, als Matrose auf einem englischen Viermaster zu fahren. Mit diesem segelten wir um das Kap Horn nach Peru, von dort nach Australien, Kalifornien und Chile. Wir blieben über drei Jahre auf großer Fahrt. An Bord dieses Schiffes waren unter den Seeleuten mehrere Nationen vertreten, die gemeinsame Sprache war natürlich englisch.

War die Schiffsjungenzeit eine harte Schule gewesen, so war es als Matrose nur etwas besser. Die Verpflegung auf langen Reisen war sehr einseitig und oft ist auf den Segelschiffen der Skorbut ausgebrochen. Auf vielen Schiffen waren die Mannschaftsräume unwohnlich und eng, da die Laderäume im Interesse der Reedereigewinne möglichst groß sein mußten. Die Heuer war niedrig, die Verpflegung schlecht. Die Besatzungszahl war unzureichend, so daß ein Haufen Mehrarbeit von der zu kleinen Besatzung ohne Überstundenbezahlung geleistet werden mußte. 12 Stunden Arbeitszeit waren das mindeste.

Wir hatten 12 Kadetten auf dem Segler, die von den Steuerleuten navigatorischen Unterricht erhielten. Daran durfte ich in meiner Freizeit teilnehmen. Bei dem späteren Besuch der Navigationsschule war dies für mich von Vorteil. Im Dezember 1908 kam ich von langen Seereisen zurück in die Heimat. Danach ging ich ein Jahr lang auf die Navigationsschule. Um diese Schule besuchen zu können, mußte der Seemann eine praktische Fahrtzeit von 48 Monaten vom 15. Lebensjahr ab nachweisen, davon zwei Jahre als Matrose und hiervon ein Jahr als Vollmatrose auf Segelschiffen.

Es ist nun wohl verständlich, daß ein Segelschiffmatrose auf einem Dampfer fahren kann aber nicht umgekehrt. Daher war für den angehenden Nautiker die Fahrzeit auf Segelschiffen Pflicht. Da nun die Segelschiffe zur damaligen Zeit schon im Verschwinden waren, die Fahrtzeit auf ihnen für den Besuch einer Navigationsschule aber immer noch Bedingung war, gingen mehrere Groß-Reedereien dazu über, eigene Segelschulschiffe für ihren Nachwuchs an Nautikern zu unterhalten. Daß auf diesen Schulschiffen nur Jungen begüterter Eltern und mit guter Schulbildung angenommen wurden, bedarf wohl keiner Erläuterung. Die hier ausgebildeten Seeleute sollten doch einmal dem kapitalistischen Staat willfährige Schiffsoffiziere werden.

Hiermit ist schon gesagt, wie schwer es für ein Arbeiterkind war, die höhere Seemannslaufbahn einzuschlagen. Dazu kam noch, daß man nach bestandenem Steuermannsexamen (A 5) die Berechtigung zum einjährigen freiwilligen Dienst in der Kaiserlichen Marine hatte. Dies war ein Zugmittel für viele, die auf der Schule damals das standesgemäße „Einjährige“ nicht erhalten konnten. Es bestand ja die Wehrpflicht für drei Jahre. Als „Einjähriger“ konnte man Reserveoffizier werden, wenn der Vater keine dienende Stellung inne hatte. Der Bewerber mußte dann jährlich eine Übung machen, und durfte, wenn er später Kapitän auf einem Schiff war, das Eiserne Kreuz in der Handelsflagge führen. Viele Groß-Reedereien stellten solche Schiffsoffiziere bevorzugt ein. Es war sehr schwer, zur damaligen Zeit als Steuermann eine Stelle zu bekommen, da ein Überfluß an Schiffsoffizieren bestand. Hinzu kam noch, daß wieder andere Reedereien nur Steuerleute zum Kapitän beförderten, die eine Summe zwischen 15 000 bis 30 000 Mark als Schiffspart stellen konnten. Meistens war es dann aber ungewiß, ob dieses eingebrachte Kapital jemals wieder zurückerlangt werden konnte.

Ich selbst kenne zwei Fälle, in denen ein Kapitän 15 000 und ein anderer 27 000 Mark einbüßte.

Als ich Ende 1909 mein Examen für den Seesteuermann auf Großer Fahrt mit „gut“ bestanden hatte, fand ich Anstellung bei der Groß-Reederei Horn als Zweiter Offizier und fuhr hier über zwei Jahre nach allen Weltteilen.

Nachdem ich diese gesetzlich vorgeschriebene Seefahrtszeit von zwei Jahren verbunden mit den nötigen astronomischen Beobachtungen hinter mir hatte, ging ich wieder mit eigenem erspartem Geld auf die Kapitänsschule, um das Examen für „Schiffer auf Großer Fahrt“ zu machen. Heute heißt es „Kapitän auf Großer Fahrt“ (A 6). Nach einem dreiviertel Jahr Schulzeit zur Prüfung zugelassen, bestand ich auch dieses Examen mit „gut“. Bei der Reederei Horn hatte ich jedoch als Arbeiterkind keine Aussicht auf eine Kapitänsstellung, weil mir auf meinen ehrlichen Namen wohl niemand Geld geliehen hätte, um ein Schiffspart von mehreren tausend Mark zu übernehmen. Sollte ich vielleicht eine begüterte Frau ihres Geldes wegen heiraten? Das lehnte ich ab und bewarb mich bei einer großen Ostsee-Reederei um Anstellung. Hier forderte man keine Auskunft über Herkunft und Stand, sondern stellte mich sofort auf Grund meiner Zeugnisse ein.

Von 1912 bis 1945 war ich bei dieser Reederei im Dienst und wurde 1921 zum Kapitän befördert.

Nach dem ersten Weltkrieg erzwangen sich die Seeleute in der Weimarer Republik einige materielle Verbesserungen. Sie hatten eingesehen, daß sie nur bei Vereinigung ihrer Kraft in der Organisation Aussicht hatten, ihre Forderungen durchzusetzen. Waren doch die kapitalistischen Reeder schon längst im Deutschen Reeder-Verband zusammengeschlossen. So kam dann in den zwanziger Jahren ein Streik der Seeleute zustande, der bald mit Erfolg beendet

werden konnte. Die Gagen aller deutschen Seeleute wurden geregelt, und — das war noch nie dagewesen — alle Seeleute hatten Anspruch auf Jahresurlaub. Mein Reeder, Eigentümer von 37 Seeschiffen, Geheimer Kommerzienrat, mehrfacher Millionär, wäre bald irre geworden, als er hörte, die Seeleute haben Anspruch auf gesetzlichen Urlaub. Nun muß ich ja doppelte Besatzung fahren, jammerte er jedem Seemann vor, der seinen Urlaub verlangte. Auch die Gagen für die Kapitäne und Offiziere wurden tariflich festgelegt. Die Reederei ging durch diese sozialen Maßnahmen nicht pleite, sondern sie baute trotzdem neue Schiffe und beutete weiterhin Seeleute aus.

Besondere Auswirkung auf die kapitalistische Schiffahrt hatte die Inflation. Die Fracht wurde in Dollar und Pfund bezahlt, und der Kapitän hatte die wichtige Aufgabe, alle Frachten vom Ausland an die Schröder-Bank in London überweisen zu lassen. Wir lieferten Kohlen und Fertigwaren ins Ausland, bekamen dafür Erze und Rohstoffe zurück. Die Inflation bis Ende 1923 brachte dem Kaufmann und dem Reeder Reichtum. Die Ware und die Frachten liefen ein nach Pfund und Dollar, während die Materialien zum Schiffbau, die Schiffe selbst, ihre Ausrüstungen und Betriebsstoffe sowie die Löhne der Arbeiter und Seeleute mit Papiermark bezahlt wurden. Unsere Frauen konnten sich manchmal bei etwas späterer Auszahlung dafür kaum ein Brot kaufen. Auf einer Reise nach der Levante kaufte ich mir in Bremen noch ein Paar Schuhe für einen Tausendmarkschein. Einen zweiten behielt ich an Bord, um bei der Rückkehr nach zweieinhalb Monaten gleich deutsches Geld bereit zu haben. Als ich dann nach Emden zurückkam, mußte ich aus der Straßenbahn aussteigen, weil der Tausendmarkschein nach zweieinhalb Monaten wertlos geworden war. Auf Kosten der Arbeiter und Seeleute wurden jedoch die neuen wertvollen Schiffe gebaut, auf Kosten der Arbeiter und Seeleute entstanden die Prachtbauten der Kaufleute und Reeder in den Städten.

Dann kam der Faschismus nach Deutschland. In vielen ausländischen Häfen boykottierte man die Flagge mit dem Hakenkreuz. Ein bekanntes Schiff lag über eine ganze Woche still im norwegischen Hafen Fredrikstad. Es war mit einer vollen Ladung Papierholz für die Papierfabrik in Fredrikstad bestimmt.

Die Stauer gingen nicht an Bord des Schiffes, sondern stellten an den deutschen Kapitän die Forderung, die Hakenkreuzflagge niederzuholen. Täglich standen Hunderte von Arbeitern untätig um das Schiff, trotz großer Arbeitslosigkeit am Ort. Täglich wurden Verhandlungen zwischen den Arbeitern, der Fabrikleitung und dem Kapitän geführt, es kam zu keinem Resultat, denn der Kapitän wollte doch nicht nach seiner Rückkehr ins KZ gehen.



„Auf einer Viermastbark, ähnlich dieser, schipperte ich über drei Jahre auf den Weltmeeren herum. In dieser Zeit kam ich nach Peru, Australien, Kalifornien und Chile."

Am zehnten Tage wurde dann folgende Einigung erzielt: Die Arbeiter sollten von Sonnenuntergang bis 8.00 Uhr früh das Schiff entladen, in dieser Zeit wehte vom Schiff ja keine Flagge. Da es Frühjahr war, ging die Sonne gegen 22.00 Uhr unter. Die Arbeitszeit der Schiffsmannschaft im Hafen liegt aber gesetzlich fest, und zwar zwischen 7.00 Uhr und 17.00 Uhr. Folglich mußten für die Schiffsleute Überstunden gezahlt werden. Prompt 22.00 Uhr, wenn die Sonne unterging, kamen die Arbeiter an Bord, und vor Flaggenparade um 8.00 Uhr gingen sie an Land, und das so 14 Tage lang. Es hat den Ladungsempfänger natürlich viel Geld gekostet. Solche und ähnliche Beispiele vom Boykott der Hakenkreuzflagge gibt es viele.

Seit 1945 ist auch für die Seeschiffahrt unserer Republik eine neue Zeit angebrochen.

Durch die Initiative der Regierung und unserer Partei gingen wir in der DDR an die Aufbauarbeit. Aus eigener Kraft und mit Hilfe der Sowjetunion errichteten wir in den kleinen Hafenstädten, die bis dahin doch nur der kleinen Küstenschiffahrt und Küstenfischerei dienten, Werften, auf denen die größten Schiffe, zum Beispiel „Sowjetsky-Sojus" mit 22 000 Tonnen, umgebaut und 10 000 Tonner gebaut wurden.

Schauen wir doch einmal nach Wismar, Warnemünde, Wolgast, Rostock und Stralsund. In diesen Hafenstädten wurde was erreicht. Wo sich früher nur

Erdtrabant und Mondrakete

Nachdem zu Beginn des Geophysikalischen Jahres bekannt wurde, daß die UdSSR in Kürze die ersten künstlichen Erdsatelliten zu Forschungszwecken starten wird, erreicht uns jetzt die Nachricht von der Fertigstellung des Entwurfs einer unbemannten Mondrakete durch den sowjetischen Wissenschaftler Chlebzewitsch. Die Rakete soll bereits in den nächsten fünf bis zehn Jahren startbereit sein. Mächtige Radarstationen werden die Rakete steuern. Meßinstrumente werden während des Fluges und nach der Landung auf dem Mond ihre Beobachtungen durch Funksignale zur Erde senden.

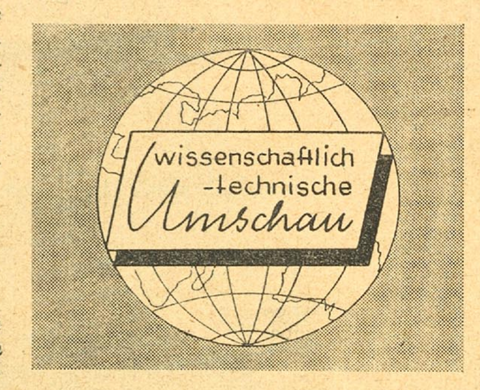
Fotos 8000 Meter unter dem Meeresspiegel

Die tiefste Unterwasseraufnahme wurde bisher in einer Tiefe von 5500 Metern gemacht. Für eine französisch-amerikanische Expedition wurde jetzt eine druckfeste Spezialkamera entwickelt, die 45 Kilo wiegt. Diese Kamera wird an einer für diesen Spezialzweck gesponnenen 8000 Meter langen und 6 mm dicken Nylonschnur in die Tiefe gelassen. Nylon besitzt die Eigenschaft, im Wasser fast dieselbe Dichte wie dieses zu besitzen. Das Eigengewicht von Nylon ist im Wasser deshalb fast aufgehoben. Das Nylonseil wird daher weniger beansprucht als ein Seil aus anderem Material.

Ein magnetischer „Föhn"

In der Sowjetunion wurde eine neuartige Anlage zum Trocknen von Lackanstrichen an Eisenbahnwagen gebaut, welche die bisher normale Trockenleistung verhundertfacht.

Bei der üblichen Trocknung durch die Lufttemperatur bildet sich an der Lackoberfläche sehr schnell eine fast undurchlässige Schicht, die ein rasches Verdampfen der Feuchtigkeit der unteren Lackschichten verhindert. Deshalb kann der Trockenvorgang auch nicht durch Erhöhung der Lufttemperatur beschleunigt werden. Anders ist das, wenn die Erwärmung von innen nach außen erfolgt, die Feuchtigkeit kann dann ungehindert verdampfen. Dieser Gedanke liegt der neuen sowjetischen Anlage zugrunde.



Der frischlackierte Waggon wird in eine aus zwei Teilen bestehende Kammer transportiert, in die ein Induktor (Induktor: Gerät zur Erzeugung hochfrequenter Wechselströme) eingebaut ist. Wird der Induktor unter Strom gesetzt, so treten in den Metallwänden des Wagens Wirbelströme auf. Die dabei entstehende Wärme dringt von innen nach außen in die Farbschicht ein, und der Wagen trocknet innerhalb von 20 bis 30 Minuten im Gegensatz zu den bisher benötigten 48 Stunden.

Metallisiertes Gewebe

Es ist nach einem neuartigen Verfahren gelungen, Perlonfäden und -gewebe mit verschiedenen Metallen (Gold, Silber, Chrom, Aluminium, Kupfer usw.) zu bedampfen. Die so bearbeiteten Gewebe sind licht- und waschecht und lassen sich auch bügeln. Die Luftdurchlässigkeit bleibt erhalten, und das ist für angenehmes Tragen sowie für die Gesunderhaltung sehr wichtig. Der glänzende Metallfilm wirkt schützend gegen Wärmestrahlen. Eine derartige Schutzkleidung ist zudem sehr leicht und bedeutend haltbarer als die bisherigen Gewebe. Eine weitere Anwendungsmöglichkeit ist in der Herstellung von Reflexionswänden, Projektionsschirmen und Schallwänden gegeben. Da diese Gewebe auch eine gute elektrische Leitfähigkeit besitzen, lassen sie sich für Radar- und Funkantennen verwenden.

Ein neues Bohrgerät nach dem Raketenprinzip

Die mit hohen Geschwindigkeiten durch die Luft jagenden Raketen und Düsenflugzeuge ergaben die Vorlage für ein neues, von den Wissenschaftlern der Moskauer Techn. Bauman-Hochschule entwickeltes Bohrgerät. Bei dem Düsenantrieb für Raketen und Flugzeuge wird Petroleum und anderer flüssiger Brennstoff verfeuert und der entstehende Gasstrahl unter hohem Druck mit großer Geschwindigkeit und einer Temperatur von einigen 1000 Grad Celsius aus der Verbrennungskammer ausgestoßen. Das neue Schmelzbohrgerät benutzt die erhitzten Gase als Bohrwerkzeug. Es lassen sich hiermit besonders Granit und andere sehr feste Gesteine bohren.

Die Bohrstelle im Gestein wird durch den glühenden Gasstrahl sehr stark und schnell erhitzt, und es entstehen feinste Gesteinskörnchen, welche durch den hohen Gasdruck aus dem Bohrloch geschleudert werden. Das Bohren geht viel schneller als mit den bekannten mechanischen Bohrmaschinen.

(Fortsetzung von Seite 357)

kleine Bootswerften befanden (außer Neptun-Werft), sind heute große, moderne Werften entstanden, in denen wir uns eine neue Handelsflotte und vor allem eine ansehnliche Fischereiflotte geschaffen haben.

Auch im Binnenlande — Boitzenburg, Brandenburg, Köpenick u. a. — sind Schiffswerften entstanden, die uns helfen, unsere Flotte aufzubauen. Unsere Kutter, Seiner, Logger und Trawler fahren nach den entferntesten Fangplätzen der nordischen Gewässer und versorgen unsere Bevölkerung mit Fischen.

Unsere Handelsflotte ist in stetem Aufbau begriffen, 16 Küstenmotorschiffe sowie drei größere Frachter für den Levantedienst sind schon auf Fahrt, und bald werden weitere Schiffe dieses Typs dazukommen.

Einige 10 000-Tonner werden ebenfalls in nächster Zeit den Handel mit Indien und China aufnehmen.

Für den Schutz unserer Küsten gegen jeden Aggressor stehen unsere Seestreitkräfte bereit. Auch für den seemännischen Nachwuchs bei der Handelsschiffahrt, bei der Fischerei und bei den Seestreitkräften ist bestens gesorgt.

Von unserer Regierung sind Schiffsjungen- und Matrosenschulen eingerichtet worden, eine Navigationsschule befindet sich in Wustrow, die Ingenieurschule in Warnemünde.

Für die praktische Ausbildung unseres Nachwuchses haben wir die Schulschiffe „Wilhelm Pieck", „Robert Koch" und „Deutschland".

Jeder Jugendliche, der heutzutage den Seemannsberuf wählt und die nautische oder technische Laufbahn einschlagen will, findet die Unterstützung unseres Staates durch einen freien Schulbesuch und durch die Unterbringung in Internaten.

Unsere Schiffe sind modern eingerichtet und mit den neuesten und besten nautisch-technischen Hilfsmitteln ausgerüstet. Bei der Schiffahrt ist der 8-Stunden-Tag obligatorisch. Heute kann in der DDR kein kapitalistischer Reeder mehr unsere Seeleute ausbeuten, denn die Seeschiffahrt liegt in den Händen des Volkes, repräsentiert durch die „Deutsche Seeschiffahrt" in Rostock. Überall herrschen jetzt menschenwürdige Verhältnisse. Wofür die Seeleute Jahrzehnte erbittert kämpften, das ist heute in unserer Republik schon selbstverständlich geworden. Daran sollten unsere jungen Seeleute denken, die es leichter haben als wir in unserer Jugend.



Bei einer Übung unserer Seestreitkräfte miterlebt und aufgezeichnet von Leutnant Usczeck

Jähes und schrilles Klingeln gellt durch alle Räume, zerfetzt den Halbschlaf des Morgengrauens wie Spinnweben. Schlaftrunken und verwirrt fahre ich auf, brauche zwei, drei Sekunden, um mich in die ungewohnte Umgebung zu finden. Schon poltern über mir eilige Schritte. Die Matrosen eines Bootes unserer Seestreitkräfte eilen auf ihre Gefechtsstationen. Alarm!

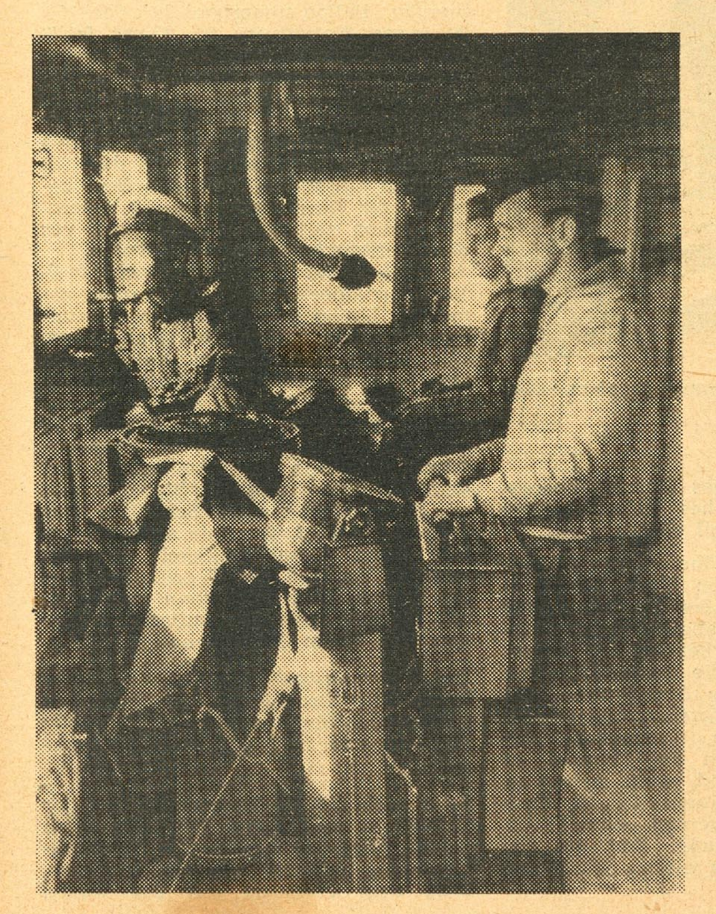
Die ersten Einheiten, kleine wendige Boote, laufen aus, erfüllen das Hafenbecken mit dem Lärm ihrer Motoren und verschwinden um den Molenkopf. Jetzt müssen wir auch bald dran sein. Fünfzehn Minuten sind vergangen, seitdem der Alarm ausgelöst wurde. Das Führerboot der Abteilung legt ab. Auch bei uns sind längst alle Leinen los. Der Kommandant, Oberleutnant zur See Sobisch, gibt das Kommando zum Auslaufen. Die Motoren dröhnen auf, das ganze Schiff vibriert, schiebt sich rückwärts vom Anlegeplatz, wendet und folgt dem Führerboot in Kiellinie. Boot um Boot führt das gleiche Manöver durch.

Der Himmel ist dick mit grauen Wolken verhangen, es gelingt der Sonne nicht, diesen trüben Schleier zu durchbrechen. Die See bewegt sich kaum, tot, wie ein erblindeter Silberspiegel dehnt sie sich in der Weite aus. Der Horizont ist heute nahe, die Sicht beträgt kaum einige Seemeilen. Zu allem Überfluß öffnen sich jetzt auch noch die Himmelsschleusen; ein kleiner, aber desto unangenehmerer Regen hüllt uns ein. Das kann ja eine lustige Seefahrt werden!

Unser Boot hält Nordkurs, an Backbord gleitet die Steilküste von Rügen vorüber, wie kleine Nadeln stechen die Sendetürme von Radio Rügen in den Dunstschleier, und undeutlich erkennen wir auch Kap Arkona. Dann liegt Rügen hinter uns.

Im Ruderhaus herrscht äußerste Konzentration. Es gilt, genau den minenfreien Zwangsweg einzuhalten und alle Anweisungen des Führerboots genau zu befolgen. Die Sicht ist durch den Regen schlecht, nur die rotierenden Klarsichtscheiben erlauben eine gute Beobachtung.

Hier, im Hauptbefehlsstand ist das Hirn des Schiffes. Hier ist der Platz des Kommandanten. Der Rudergänger verfolgt genau die Bewegungen des Kreiselkompasses und der Skala der Schiffssteuerungsanlage. Hin und wieder korrigiert er durch Druck auf einen der vor ihm befindlichen Knöpfe den Kurs. Am Maschinentelegrafen steht ein anderer Matrose bereit, auf alle Befehle des Kommandanten schnell zu reagieren. Im Kartenraum führt der Kommandeur des Gefechtsabschnittes I die Arbeitskarte, das Schiffs-, Navigations- und Gefechtstagebuch.



Blick in den Hauptbefehlsstand



Da! Am Führerboot steigt ein Flaggensignal auf: „Peilformation an Backbord einnehmen!“ Die Boote verlassen die Kiellinie und formieren sich neu.

Aufgabe: Minenräumen

Vor uns wird die Flagge Dora halb gesetzt. Die Signalgasten melden: „Abteilungschef an Kommandanten — Gerät klarmachen zum Ausbringen.“ Der Befehl fliegt weiter zum Räumgerät. Dort arbeiten die Matrosen angestrengt, die Bojen werden klargemacht, an der Kabeltrommel steht die Bedienung bereit. Ein Zeichen vom Signaldeck — Gerät ausbringen bis zur ersten Boje Scheerdrachen. Dann: Ausbringen bis zur mittleren Trageboje. Meter um Meter des Halte- und des Stromkabels rollen ab, verschwinden in der See, ziehen weißen Schaum nach sich. Jetzt heißt es: „Gerät ganz ausbringen und einlegen. Klarmachen zum Einschalten.“ Die letzten der einer Kreuzung zwischen Torpedo und Flugzeug ähnlichen Bojen platschen ins Wasser, tanzen hinter uns her.

Das Ausbringen des Geräts dauert nur Minuten — aber wie funktioniert es eigentlich?

Der Sperrmeister gibt bereitwillig Auskunft, obwohl er alle Hände voll zu tun hat.

„Das ist verschieden, es kommt darauf an, um welchen Minentyp es sich handelt. Wir räumen jetzt Fernzündungsminen. Sie reagieren auf die Verstärkung des erdmagnetischen Feldes durch das Magnetfeld, das um den metallenen Schiffskörper entsteht. Dieses schiffsmagnetische Feld wird durch den Mineneigenschutz stark vermindert. Im Räumgerät befindet sich ein Stromkabel, um das ein anderes magnetisches Feld gebildet wird. Gelangen die Minen in seinen Bereich, werden sie gezündet,

treffen aber nicht mehr das Schiff. Anders ist es natürlich z. B. bei Geräuschminen."

Inzwischen ist das Räumgerät eingeschaltet worden. An den Signalmasten aller Boote weht jetzt das internationale Signal „Hans Fritz" als Warnung für alle uns passierenden Schiffe: Halten Sie sich fern von mir, ich führe Kabelräumgerät. Vom Kommandanten erfahre ich, welche Aufgabe uns gestellt wurde. Sie lautet, die vom Gegner verminten Gewässer vor unserem Küstenabschnitt zu räumen, das Auslaufen unserer Seestreitkräfte und die Versorgung über See zu sichern.

Schnellbootalarm

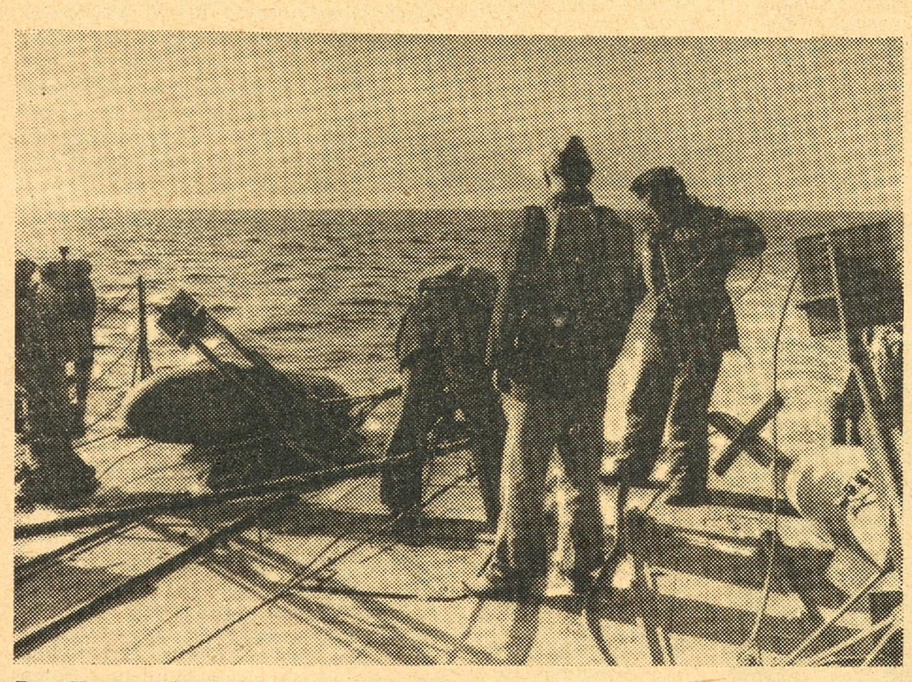
Der erste Durchlauf über das zu räumende Gebiet ist beendet. Die Boote gehen auf Gegenkurs. Gerade als ich das Ruderhaus verlassen will, schrillt erneut die Alarmglocke auf.
Was ist geschehen?

„Schnellbootalarm", ruft der Kommandant mir kurz zu. Jetzt hat er keine Zeit mehr. Das Boot manövriert. Der Angriff der Schnellboote ist von Steuerbord zu erwarten. Wir verändern unseren Kurs, um dem Gegner nicht die Breitseite zu bieten und fahren ihm entminenverseuchte Gebiet. Alarmstufe 3 ist angeordnet, d. h., jede Station ist nur mit einem Genossen besetzt. Aber diese Ruhe soll nicht lange dauern.

Gegen 16.00 Uhr meldet der Leitende Ingenieur: „Brand im Maschinenraum. Backbordmaschine ausgefallen!" Das schlägt wie eine Bombe ein. Auf dem ganzen Schiff wird Feueralarm gegeben. In Windeseile hat die Besatzung ihre Plätze eingenommen. Aus den Luken des Maschinenraums dringt schwarzer Qualm. Was wird jetzt geschehen?

Eigentlich ist es selbstverständlich — die Übung wird fortgesetzt.

Das Maschinenpersonal arbeitet fieberhaft. Der Brand kann und wird mit eigenen Mitteln gelöscht werden. Die Abgaserohre waren undicht geworden, und die heißen Gase entzündeten die Isolierungsschicht. Jetzt wird die Isolierung abgerissen, um an die Rohre heranzukommen. Die Rauchentwicklung behindert die Arbeit sehr. Vier Feuerlöscher sind schon verbraucht, trotzdem glimmt das Feuer immer wieder auf — die Ursache ist noch nicht beseitigt. Also schneller runter mit der Isolierung. Endlich ist es geschafft, die Gasabzugsrohre sind abgedichtet. Nach zwanzig Minuten läuft auch die Backbord-



Der Kommandant hat den Befehl „Minenräumgerät ausbringen" gegeben. Eine Boje nach der anderen gleitet ins Wasser

gegen. Alle Waffen richten sich auf den Gegner. Das wiederholt sich einige Male, bis der Schiedsrichter die Einlage beendet.

Der Regen hat etwas nachgelassen, hört jetzt ganz auf. Die Sicht verbessert sich, beträgt schon 13 Seemeilen (etwa 24 Kilometer). Noch zaghaft schickt die Sonne ihre ersten Strahlen aus. Die See ist noch wenig bewegt. Ein Blick in das Schiffstagebuch belehrt mich: Seegang 1, Windstärke 2 bis 1. Das beruhigt jede Landratte.

Bravo, Maschinisten!

Exakt und mit fast minutiöser Genauigkeit erfüllt unser Boot seine Aufgabe, läuft ein über das andere Mal durch das maschine wieder. Das Maschinenpersonal hat Vorbildliches geleistet. Das Schiff ist wieder voll einsatzbereit.

Stunde um Stunde fährt unser Boot seinen vorgeschriebenen Kurs. Die Dunkelheit senkt sich über die Ostsee, nur noch matt sind die abgeblendeten Lichter der Boote zu erkennen. Im Ruderhaus leuchten nur die Kompaßscheiben und die Skalen der Apparaturen. Die Aufgabe ist jetzt schwerer. Angestrengt durchbohren einige Augenpaare das Dunkel. Kein Stern am Himmel zu sehen, nur dann und wann gleiten in der Ferne die Positionslaternen eines Schiffes vorüber, werden schnell von der Nacht verschluckt. Erst als der Morgen graut, gehen wir im Schutz der Küste vor Anker.

Der Wind brist auf

Der neue Tag bringt etliche Überraschungen. Der Wind hat aufgebrist, Wellen zerfurchen die See. Unserem Boot machen sie noch nicht viel aus, aber die kleineren Boote, die uns passieren, werden schon recht derb von Neptun durchgeschüttelt. Aber auch für uns soll die Lage nicht ganz so rosig bleiben. Gegen Mittag erreicht der Wind die Stärke 6 bis 7, Seegang verzeichnet das Schiffstagebuch 5 bis 6. So weit das Auge blicken kann, blitzen im Sonnenlicht weiße Schaumkämme auf, nähern sich schnell, heben unser Boot empor und lassen es dann wieder jäh herabfallen. Unser Kurs liegt schräg zur See, das Boot stampft und schlingert gleichzeitig, es rollt, wie der Seemann sagt. Spritzer schlagen über die Back, gelangen bis an die Fenster des Ruderhauses.

Jetzt haben Maschinenpersonal und Funker schweren Dienst. In engen, von der Frischluft abgeschlossenen, erhitzten Räumen erfüllen sie ihre Aufgabe. Und nun dazu die leidige Schaukelei. Auch die Signalgasten in den Signalnocken werden ganz schön durchgeschaukelt und seine Mütze muß man jederzeit scharf unter Kontrolle haben. Aber schließlich und endlich hat niemand lange Zeit, über diese Dinge zu philosophieren.

Die Flak ist auf Draht

Die Fliegerabwehrwaffen müssen jetzt ihre Schießaufgaben erfüllen. Gespannt verfolgt die Besatzung, wie Steuerbord voraus von anderen Booten kleine rote Ballons aufgeblasen werden. Sie sind im Sonnenlicht schwer zu erkennen, aber schon gibt der Geschützführer auf der Geschütznock hinter uns sein Kommando: „Ballon steuerbord 30°, hoch 60, 20 m/sec, Entfernung 24. Feuer frei!" Unwillkürlich zucke ich beim ersten Abschuß zusammen. Die Vibration des Schiffskörpers verstärkt sich für einen Augenblick durch die Resonanz, der Schuß lag gut. Jetzt wird in kurzen Feuerstößen geschossen. Auf dem in Kiellinie hinter uns laufenden Boot beginnen die Maschinenwaffen zu rattern. Ein Ballon zerplatzt gerade, kurz vor dem Verschwinden in einer Wolke.
Aber auch der Gegner ist nicht faul. Vom Signaldeck wird ein Flugzeug gemeldet. Einige hundert Meter von unserer Position entfernt wirft es Minen. Wir haben den Seeweg freizuhalten, also heißt es erneut mit dem Räumen zu beginnen. Stunde um Stunde vergeht so. Da taucht am Horizont erneut eine gegnerische Maschine auf. In Sekundenschnelle sind die Geschütze besetzt. Auf dem Führerboot weht das Signal Z halb — Fertigmachen zum Schießen. Das Flugzeug nähert sich mit außerordentlich hoher Geschwindigkeit, passiert unseren Verband auf Gegenkurs, wendet zurück. Und jetzt kann man auch mit bloßem Auge den Luftsack erkennen, den es im Schlepp hat.

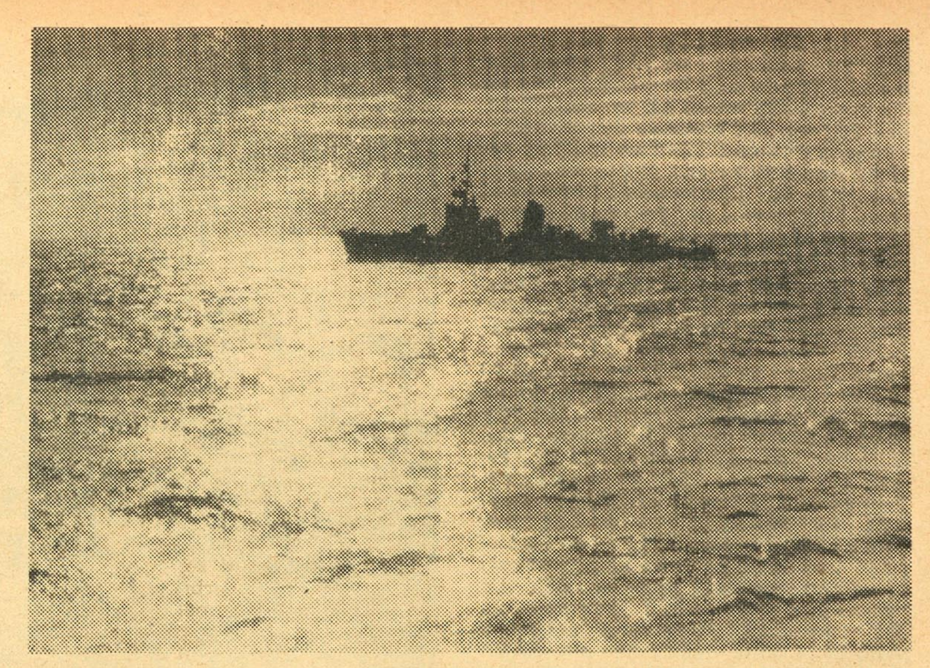
Das Führungsboot signalisiert: „Feuer frei!" Nur Bruchteile von Sekunden später folgt die Ausführung. „Flugzeug steuerbord 30, hoch 40..." — „Ziel aufgefaßt."

Jetzt noch die Verbesserungen aus der Tabelle... und dann fällt der erste Schuß, folgt der zweite. Die Geschützbedienung arbeitet wie ein Uhrwerk, folgt dem Flugzeug mit der Waffe.

Schwarze Rauchbällchen entfalten sich am klarblauen Himmel, zerflattern im böigen Wind. Gut geschossen! Schon ist die Maschine wieder hinter dem Horizont verschwunden. Dieses Zwischenspiel dauerte nur Sekunden.

„Kommandant an Kommandant ..."

Noch einmal fällt uns eine besondere Aufgabe zu. Das nordwärts von uns patrouillierende Vorpostenboot funkt: „Kommandant an Kommandant. Habe Brand an Oberdeck, helfen Sie mir." Durch den Maschinentelegraphen gibt Oberleutnant Sobisch den Befehl: „Beide Maschinen äußerste Kraft voraus." Die Wellen rollen uns entgegen, die Brecher schlagen über die ganze Back. Es ist schwer, voranzukommen. Da, endlich — das Boot ist in Sicht. Die Minuten vergehen, trotz des ungünstigen Seegangs, der beide Boote hin und her wirft, kommen wir auf kurze Entfernung an den Vorposten heran. Obermeister Spallek richtet das Strahlrohr auf das backbord laufende Boot. Nach kurzer Zeit ist das angenommene Feuer gelöscht. Der Schiedsrichter ist zufrieden.



Die Übung geht weiter. Wache auf Wache löst sich ab. Unsere Matrosen stehen ihren Mann, beweisen durch ihre Taten, mögen sie auch manchmal klein und unscheinbar sein, daß der Schutz unserer Küste in guter Hand liegt, wenn unsere jungen Geschwader auf Wacht ziehen.

Ich halte das für unzweckmäßig

Zu dem Artikel »Taktische Übung mit Übergang zur Gruppenübung«

Von Hauptmann Wolff

In Nr. 5/57 der „Armee-Rundschau" veröffentlichten wir einen Artikel von Major Bockelmann und stellten ihn zur Diskussion. Jetzt bringen wir die erste Stellungnahme zu dem Thema „Taktische Übung mit Übergang zur Gruppenübung". Wir fordern nochmals unsere Leser auf, sich zu den Vorschlägen des Genossen Bockelmann zu äußern.

Wenn wir die Methode „Taktische Übung mit Übergang zur Gruppenübung" näher betrachten, stellen wir fest, daß es sie nicht gibt und nicht geben kann.

Die Gruppenübung soll dem Offizier die theoretischen Kenntnisse geben, die er für die höhere Form der Ausbildung, die Taktikübung, braucht.

Deshalb ist die Methode „Taktikübung mit Übergang zur Gruppenübung verkehrt aufgebaut. Sie würde bedeuten, daß man erst die höhere Form der Ausbildung anwendete und dann zur nächstniederen überginge.

Wenn man bei der Methode „Gruppenübung mit Übergang zur Taktikübung" vermeiden will, daß die Taktikübung eine Wiederholung der Gruppenübung wird, kann man für die Taktikübung auch ein anderes Gelände wählen und dann die Organisation des Kampfes beginnen, oder, was noch besser ist, beides — Gruppenübung und Taktikübung — bei fortgeschrittenen Genossen trennen.

Nun zu der Methode, die Major Bockelmann vorschlägt, und die er als „Taktikübung mit Übergang zur Gruppenübung" bezeichnet. In dem geschilderten Fall findet erst die Taktikübung statt und wird, wenn verkehrte Entschlüsse gefaßt werden, als Gruppenübung weitergeführt bzw. wiederholt. Es kann sich nicht um eine neue Ausbildungsmethode handeln, sondern es ist einfach eine nichterfüllte Taktikübung, bei der nun das, was in der vorhergehenden Ausbildung nicht verstanden wurde, wiederholt bzw. verständlich gemacht wird.

Es geht hierbei nicht um eine neue Methode, sondern um eine Form, die Übung noch zu einem guten Ausgang zu bringen bzw. die Kenntnisse der Teilnehmer theoretisch zu festigen. Die Form, erst die Taktikübung durchzuführen und sie dann als Gruppenübung zu wiederholen, wäre ebenfalls unzweckmäßig. Sie würde in der Didaktik bedeuten, daß ich vom Schüler erst praktische Fähigkeiten verlange (in der Führung der Einheit) und ihm anschließend die Theorie dazu vermittle.

Eine andere Möglichkeit, die der Autor berührt, ist die, einen Teil der Übung als Taktikübung und anschließend einen anderen als Gruppenübung zu planen. Z. B.: Das Thema „Den Marsch der mot. Schützenkompanie" als Taktikübung durchführen und dann den Übergang zur Verteidigung oder zum Angriff als Gruppenübung und erst in der weiteren Fortsetzung als Taktikübung zu organisieren.

Auch diese Form kann man nicht als „Taktikübung mit Übergang zur Gruppenübung" betrachten, da bei diesem Beispiel der Übergang zur Verteidigung oder zum Angriff ein neues Thema bedeutete und damit einen neuen Abschnitt in der Ausbildung darstellt.

Dies wäre dann wieder die Methode: „Gruppenübung mit Übergang zur Taktikübung", verbunden in einer Komplexausbildung mit dem Thema: „Marsch der mot. Schützenkompanie."

Zu dieser Form muß man jedoch sagen, daß man die Forderungen an die Schüler und den Ablauf der Übung genau durchdenken muß. Man muß dabei vor allem berücksichtigen, daß die physischen Anforderungen an die Teilnehmer vor der theoretischen Ausbildung nicht zu hoch sein dürfen, da darunter die Mitarbeit und Aufnahmefähigkeit leidet.

Dazu kurz ein Beispiel: Wir hatten bei einer Taktikübung eine Gesamtdauer von zwei Tagen geplant und die Themen: Marsch der Infanteriekompanie. Verteidigungskampf, Angriff und nach einem weiteren Marsch, den Übergang zur Ruhe und Organisation der Feldwachsicherung vorgesehen. Da die Schüler in allen Kampfarten schon genügend theoretische Kenntnisse gesammelt hatten, wurde diese Ausbildung bis auf das Thema Feldwachsicherung als Taktikübung vorgesehen. Wir hatten es im Verlauf des zweiten Tages als Gruppenübung geplant.

Das war ein methodischer Fehler, der sich im weiteren Verlauf bemerkbar machte. Durch zu hohe Forderungen an die Kursanten waren sie so übermüdet, daß wir von der Methode der Gruppenübung vollkommen absehen mußten. An Hand dieses Beispieles wollte ich sagen, daß man die theoretische Ausbildung nach Möglichkeit an den Anfang stellen und dies besonders bei Komplexausbildung berücksichtigen sollte.

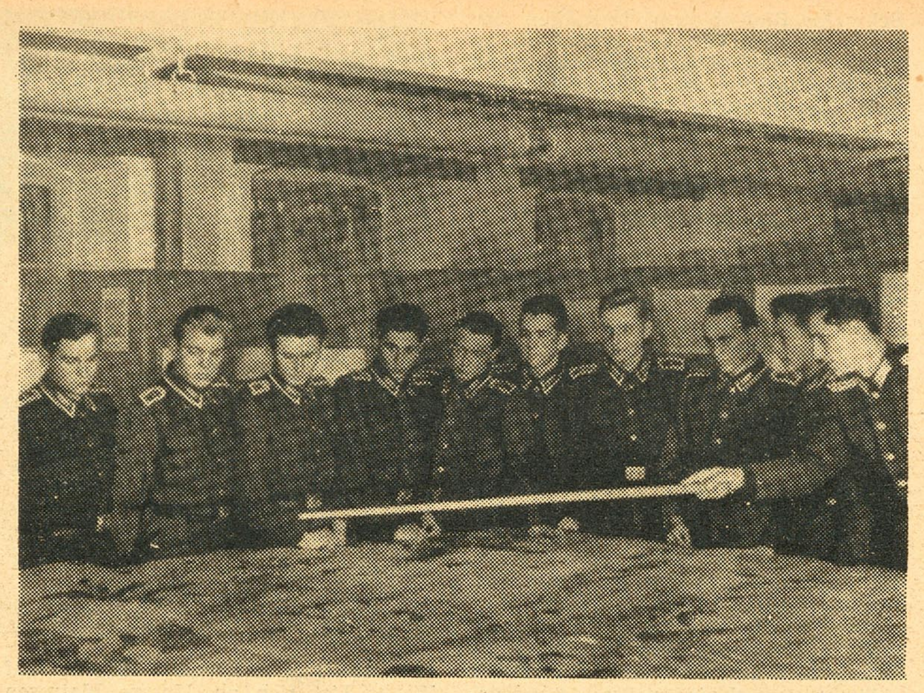
Nun dazu, wie man an Offiziersschulen die taktische Ausbildung entsprechend den modernen Forderungen verwirklichen kann. Allein mit theoretischen Kenntnissen ist der Offizier noch nicht in der Lage, den Anforderungen, die an ihn gestellt werden, gerecht zu werden. Dazu gehören Entschlossenheit, Mut, Initiative, eine unerschöpfliche Energie und ein gewisser Teil an praktischen Fertigkeiten. Während die Entschlossenheit, der Mut und die Energie dem Schüler in der Hauptsache im Dienstsport und in allen Ausbildungszweigen anerzogen werden, muß er sich die praktischen Fertigkeiten besonders bei der taktischen Ausbildung aneignen. Trotzdem sollte man die physischen Kräfte nicht nur im Dienstsport stärken, sondern alle Ausbildungszweige methodisch dazu ausnutzen.

Eine praktische Form ist die Zusammenlegung von mehreren Themen zu einer Taktikübung von mehreren Tagen, ohne Unterbrechung des Gefechtsverlaufes, wobei alle Teilnehmer lernen, im Gelände ohne feste Unterkünfte zu leben.

Dies kurz zur physischen Ausbildung der Soldaten.

Nun zur Aneignung praktischer Fertigkeiten. Sie werden in der Hauptsache bei der mehrstufigen Stabsübung und der Taktikübung vermittelt.

Trotzdem sollte man aber auch bei der Gruppenübung bestrebt sein, den Kursanten gewisse Fertigkeiten anzuerziehen. Dies kann man zum Teil durch eine gute Methode des Ausbilders und eine gut ausgearbeitete Übung erreichen, bei der der Schwerpunkt auf der Wechselseitigkeit der Handlungen des Gegners und der eigenen Truppen liegt, die ständig neue Entschlüsse verlangt und kein Schema und keine Schablone zuläßt.



Offiziersschüler bei der Gruppenübung am Sandkasten. Alle Genossen sind mit Feuereifer bei der Sache

Die nächste Forderung bei der Gruppenübung ist, daß diese auch unter schwierigen Witterungsbedingungen stattfindet und der Schwerpunkt auf die Arbeit mit dem Gelände gelegt wird. Dazu sollte man, wenn es die Kräfte und Mittel erlauben, den Gegner durch Scheiben oder Zeichen im Gelände darstellen und die Kursanten in der Hauptsache diesen „Gegner" selbst beobachten und daraus Schlußfolgerungen ziehen lassen.

Nie aber sollte man bei der Gruppenübung in übersichtlichem Gelände die Lage der Truppen und die Handlungen der Nachbarn nach der Karte diktieren, sondern diese stets im Gelände darstellen bzw. die Lage im Gelände beschreiben.

Diese Methode wird sehr dazu beitragen, die Beobachtungsgabe aller Kursanten zu entwickeln und sie damit zur persönlichen Beobachtung und Bestimmung des Gefechts anzuregen. Dadurch erlernt der spätere Kommandeur, sich auf seine persönliche Beobachtung zu verlassen.



Bei der Gruppenübung im Gelände. Der Fachlehrer gibt die Einweisung in die Lage

In diesem Zusammenhang sollte man den Zeitpunkt zum Wechsel des Besprechungspunktes im Verlauf der Dynamik und den neuen Platz durch die Kursanten bestimmen lassen, um sie auch darin zu üben.

Eine bedeutende Forderung im modernen Gefecht ist die schnelle Entschlußfassung. Diese kann man auch bei der Gruppenübung trainieren, indem man Entschlüsse zu einzelnen Einlagen in begrenzter Zeit fassen und formulieren oder graphisch darstellen läßt, sie einsammelt und nach der Korrektur auswertet. Diese Form sollte man ganz besonders auch in Unterrichten, wie Seminaren und im Selbststudium an Hand von Kurzaufgaben durchführen.

Zum Beispiel können sich diese Kurzaufgaben mit dem Entschluß für eine bestimmte Lage aus einer Übung oder die Umgruppierung der Truppen oder die Ausarbeitung von graphischen Anordnungen für unterstellte Einheiten befassen.

Wichtig ist dabei stets die Beschränkung der Zeit. Bei methodisch gutem Aufbau dieser Kurzaufgaben, vor allen in der Ausarbeitung graphischer Dokumente, könnten die Schulen einen wichtigen Beitrag leisten, die Arbeiten der Stäbe in den Truppenteilen zu verbessern, da gerade in der kurzen Ausarbeitung graphischer Dokumente und in der Er-

arbeitung von Gefechtsanordnungen allgemein noch große Schwächen bestehen.

Eine weitere wichtige Frage ist die Ausnutzung der Verbindungsmittel für die Führung des Kampfes. Auch hier bestehen noch große Schwächen bei den Truppenteilen, sei es, daß entsprechend der Lage nicht die richtigen Verbindungsmittel gewählt werden oder die Anwendung der technischen Verbindungsmittel schwach beherrscht wird. Auch das kann in der Gruppenübung trainiert werden.

Der Leitende der Gruppenübung läßt sich bei jeder Aufgabenstellung die Form der Übermittlung sagen und sie durchführen.

Beispiel: Bei der Ausnutzung von Meldern oder Verbindungsoffizieren läßt er den Teilnehmern, der diese Methode vorgeschlagen hat, die Meldung oder Aufgabenstellung anfertigen. Bei Übermittlung über technische Nachrichtenmittel läßt er sie von dem Teilnehmer an einem Gerät durchführen, das mit einer Gegenstelle in genügender Entfernung in Verbindung steht und gleichzeitig die Gegenstelle für Vorgesetzte, Untergebene und Nachbarn unter Verwendung der verschiedenen Tarnnamen darstellt.

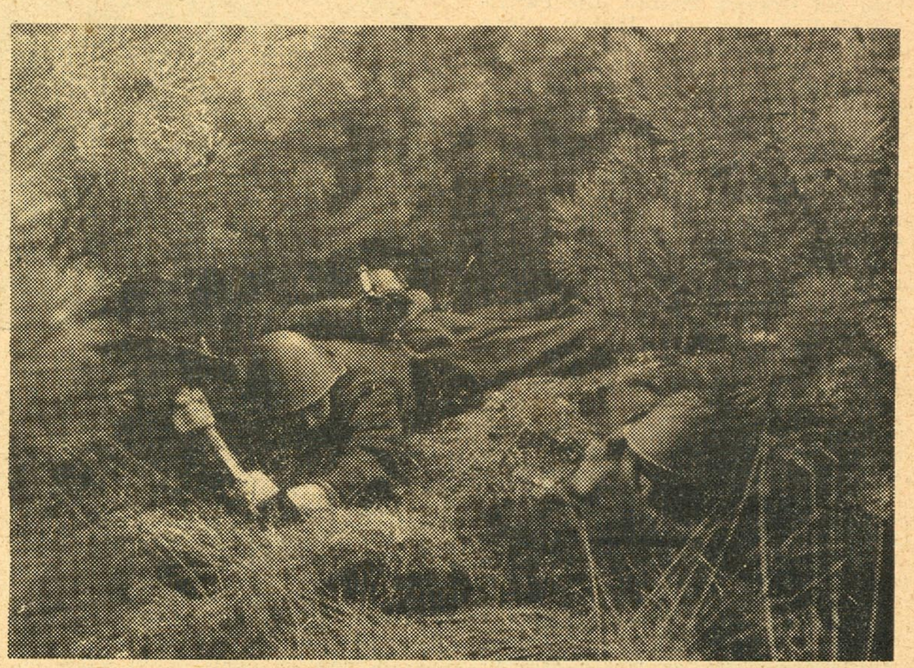
Diese Gegenstelle ist durch einen Genossen besetzt, der alle durchgegebenen Sprüche aufschreibt. Bei dieser Methode kann gleichzeitig die Einhaltung der gedeckten Truppenführung trainiert werden. Hierbei ist es ebenfalls wichtig, die Zeit der Vorbereitung und der Durchgabe ständig zu verkürzen. Dabei braucht der Leitende nicht den Unterricht zu unterbrechen und kann mit den anderen Teilnehmern das Thema fortführen. Diese Methoden werden dazu beitragen, die Gruppenübung interessant zu gestalten und die Kursanten schon bei der theoretischen Ausbildung mit einem Teil von praktischen Fertigkeiten vertraut zu machen.

Abschließend möchte ich noch feststellen:

— Eine Ausbildungsmethode „Taktikübung mit Übergang zur Gruppenübung" ist unzweckmäßig und kann nie einen kontinuierlichen Ablauf der Ausbildung der Kursanten gewährleisten bzw. verletzt die Regel der Didaktik, daß man beim Lehren vom Niederen zum Höheren, vom Einfachen zum Schweren übergehen muß.

— Sie ist unrentabel, da für alle Teilnehmer nicht das Höchstmaß zur Erreichung des Lehrzieles gewährleistet ist.

— Die Verbesserung der Qualitäten der Kommandeure ist durch verbesserte Ausbildungsmethoden zu erreichen, wobei das Lehren der Theorie eng mit der Praxis verbunden sein muß und dabei schon die praktischen Fertigkeiten entwickelt werden müssen.



Ein zukünftiger Offizier muß auch alle Handlungen und Tätigkeiten des Soldaten im Gefecht kennen und physische Anstrengungen ertragen können

Gute Vorbereitung – halber Erfolg

Von Hauptmann Broschk

Gute Vorbereitung ist der halbe Erfolg. Das gilt für alle beliebigen militärischen Aufgaben. Unumschränkt aber trifft es für taktische Übungen zu, an denen größere Truppeneinheiten teilnehmen, die über eine umfangreiche Technik verfügen.

Ich möchte im folgenden einiges über die Vorbereitungsarbeiten für eine taktische Übung berichten, die in unserem Verband kürzlich stattfand. Dabei beziehe ich mich im wesentlichen auf Panzereinheiten, wobei jedoch die Grundprinzipien auch für andere Waffengattungen zutreffen.

Der erste Schritt war, daß der Stab des Verbandes den Truppenteilen und Einheiten von vornherein eine klare Orientierung über die Aufgaben, den Umfang und die Reihenfolge der zu ihrer Vorbereitung notwendigen Arbeiten gab. Umfang und Reihenfolge der technischen Arbeiten an den Panzern und SFL wurden in einer vorläufigen technischen Anordnung festglegt. Diese Anordnung beinhaltete:

1. Zeit der Vorbereitung.
2. Durch wen sind die Vorbereitungen zu organisieren und die erforderlichen Arbeiten durchzuführen.
3. Umfang der technischen Arbeiten unter Berücksichtigung der technischen Durchsichten laut Dienstvorschrift.
4. Die materielle Sicherstellung.
5. Beschaffung von Mitteln zur Erhöhung der Geländegängigkeit und Verlademategrial für den Eisenbahntransport.
6. Herstellung der vollen Einsatzbereitschaft der Reparatur- und Evakuierungsmittel.
7. Die Organisation und Erledigung der Kontrolle, nachdem die Vorbereitungsarbeiten abgeschlossen wurden.

Die klare Konzeption, die die Einheiten auf diese Weise erhielten, war eine der wichtigsten Grundlagen der Erfolge, die wir erreichten. Hinzu kam, daß Offiziere des Stabes an Ort und Stelle den Gang der Arbeiten kontrollierten und sofort Fehler und Mängel überwinden halfen.

Unter anderem nahm auch der Truppenteil Kälkofe an der Übung teil. Wie gingen die Genossen dieser Einheit vor, um ihre Technik vorzubereiten?

Als erstes muß man hervorheben, daß alle Maßnahmen in enger Zusammenarbeit von Kommandeuren, Partei- und FDJ-Organisationen erfolgten. Jedem Angehörigen des Truppenteils wurde seine Aufgabe und die des ganzen Kollektivs in Versammlungen und persönlichen Aussprachen erläutert. So wurde eine Einheitlichkeit der Auffassungen erreicht.

Die Auswirkungen dieser intensiven Tätigkeit zeigten sich am Parktag, der dazu dienen sollte, alle Fahrzeuge in einwandfreien, gefechtsbereiten Zustand zu versetzen. Es wurde so organisiert, daß alle Panzersoldaten und das gesamte Werkstattpersonal zur Arbeit bereit waren. Außerdem wurden rechtzeitig alle notwendigen Pflegemittel und Ersatzteile bereitgestellt. Alle Panzerbesatzungen hatten sich das Ziel gestellt, die taktische Übung ohne Havarie und ohne Ausfälle zu fahren. Diese konkrete Zielstellung bewirkte, daß die Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere mit großem Eifer und zäher Energie arbeiteten.

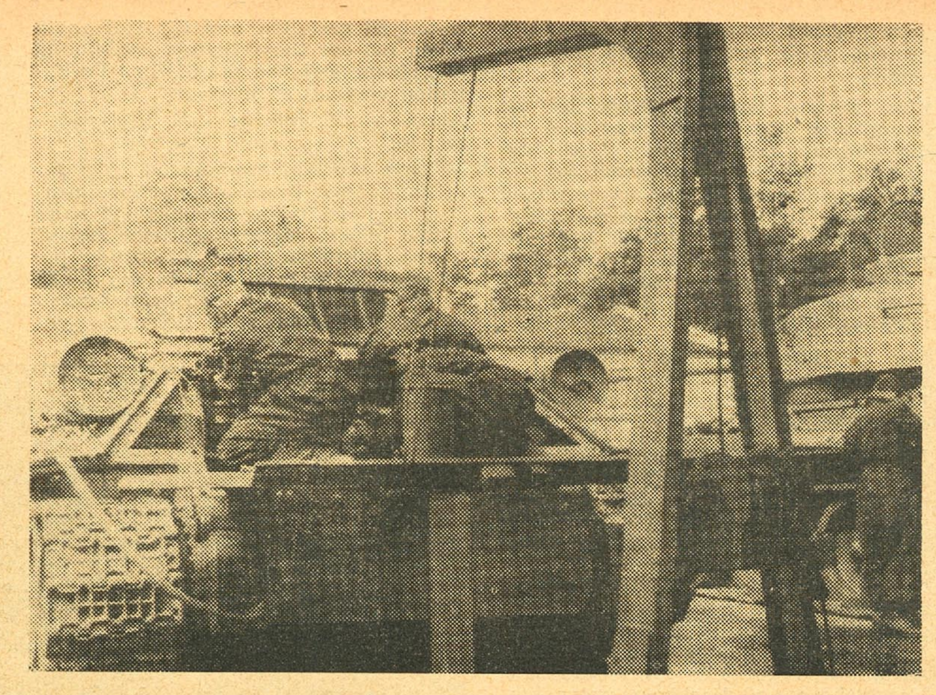
Zum Abschluß des Parktages überprüfte eine Kommission gründlich die einzelnen Panzer auf ihre Gefechtsbereitschaft. Dabei zeigten sich noch geringe Mängel.

Nach der Probefahrt wurden am darauffolgenden Tag die Panzer gründlich gereinigt. Die Fehler, die die Kommission beanstandet hatte, wurden beseitigt. Dann wurde dem Kommandeur die volle Gefechtsbereitschaft gemeldet.

In dieser Zeit wurden die letzten Vorbereitungen in den fahrbahren Werkstätten getroffen. Die Alarmkisten mit den Ersatzteilen wurden auf ihre Vollzähligkeit geprüft und ihr Inhalt, wenn notwendig, ergänzt.

Auch in den anderen Panzereinheiten herrschte in den Tagen der Vorbereitung ein emsiges Treiben. Die Parteiorganisation Henrichs leistete einen wertvollen Beitrag für die umfangreichen Arbeiten. Diese Einheit hatte bereits wenige Wochen vorher bei einer Übung ausgezeichnete Leistungen vollbracht. Die Parteiorganisation entfachte jetzt eine umfangreiche Aufklärungsarbeit über die Notwendigkeit der vollen Einsatzbereitschaft der Technik und der Bewaffnung. Vor allem aber — das ist wichtig — wurden in diesen Gesprächen die Lehren aus dieser Übung gezogen und auch der Parteisekretär, Genosse Henrichs, gab den Genossen zahlreiche praktische Ratschläge zur Beseitigung der damals aufgetretenen Mängel.

Ein Teil der Vorbereitungszeit wurde darauf verwandt, einen Umstand zu beseitigen, der in der Vergangenheit große Schwierigkeiten bereitete: Die noch ungenügenden Kenntnisse der Arbeitsweise von SFL-Motoren und die Besonderheiten der Fahrweise. Das führte oftmals zu Havarien und vorzeitigem Ausfall. Die Einsatzbereitschaft war nicht voll gewährleistet und die Instandsetzung dieser Motore erforderte zusätzliche Geldmittel. Durch vielfältige Methoden — Unterricht, Konsultationen, Aussprachen usw. — wurde erreicht, daß sich die Besatzungen gut auf die Besonderheiten der SFL und ihrer Motore einstellten.



Natürlich klappte es nicht überall. In der Einheit Schrott war die Vorbereitung der Panzertechnik zu der bevorstehenden Übung zunächst ungenügend. Warum war das so?

Es ist allen verständlich und niemand wird daran zweifeln, daß die politische Arbeit einer der wichtigsten Faktoren ist, die über Erfolg oder Mißerfolg einer Übung entscheiden. Das wird auch durch die Beispiele der Einheiten Kalkofe, Seefeld und Seeling bewiesen. Andererseits aber muß man auch verstehen, daß sie nicht Selbstzweck ist, sondern harmonisch mit den militärischen und technischen Aufgaben übereinstimmen, sie fördern muß. Deshalb war es falsch, wenn in der Einheit Schrott in den Vormittagsstunden und bei schönstem Wetter Vorträge und Lektionen vor den Soldaten, Unteroffizieren und Offizieren gehalten wurden und niemand daran dachte, diese Zeit auszunützen, um die Technik gefechtsbereit zu machen.

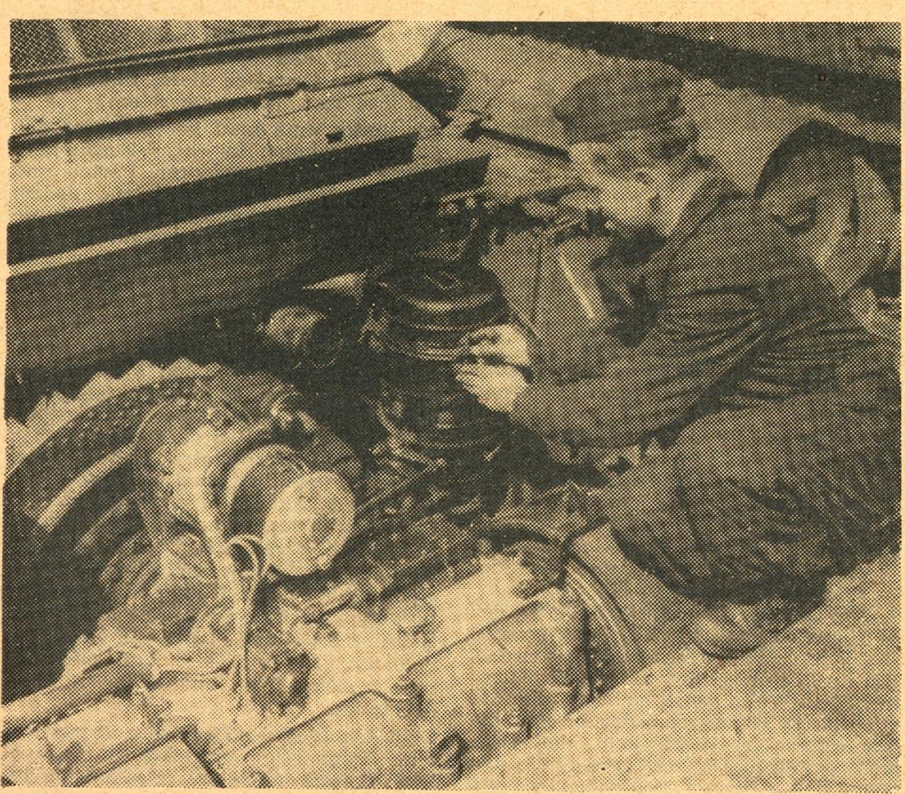
Erst nach einer Aussprache mit dem Kommandeur ging man dazu über, die verflossene Zeit aufzuholen und die politische Arbeit anders zu organisieren. Und siehe da, es ging! Man kann auch in Arbeitspausen agitieren und Vorträge und Lektionen lassen sich auch in der Freizeit halten. Durch dieses gemeinsame Vorrücken auf allen Gebieten der Vorbereitung wurde auch nur der Erfolg gesichert.

Was war das Resultat dieser gründlichen Vorbereitung?

Alle Panzereinheiten fuhren die taktische Übung ohne Havarie und ohne wesentliche Ausfälle. Die Reparatureinheiten und Evakuierungsmittel entfalteten ihre Werkstätten und unterstützten ausgezeichnet die Panzereinheiten bei der Behebung anfallender laufender Reparaturen.

Welche Schlußfolgerungen ergeben sich aus unseren Erfahrungen:

1. Genaue Planung, konkrete Zielsetzung für die einzelnen Einheiten, bis zum letzten Soldaten. Jeder muß wissen, was er zu tun hat, wofür er verantwortlich ist.
2. Politische und militärische Arbeit eng miteinander verbunden. Sie müssen auf ein Ziel hinsteuern — die Agitation muß einen konkreten Inhalt haben.
3. Für die vorgesehenen Parktage und die notwendigen Arbeiten rechtzeitig das erforderliche Material und die dazu benötigten Hilfsmittel bereitstellen.
4. Den Stand der Arbeiten ständig kontrollieren. Nicht nur Mißstände und Mängel feststellen, sondern selbst helfen, um sie zu beseitigen.
5. Nicht nur vor Übungen, sondern ständig der Einsatzbereitschaft der Technik und der technischen Weiterbildung der Panzersoldaten große Aufmerksamkeit schenken.



Die sorgfältige Vorbereitung der Panzertechnik auf die Übung verbürgt bereits den halben Erfolg. Unsere Bilder: Panzersoldaten beim Parktag

Ein Kommandeur sagt seine Meinung:

Auch die Rückwärtigen Dienste handeln bei Übungen wie im Gefecht

Von Oberstleutnant Spallek

Taktische Übungen stellen auch in der Ausbildung der Rückwärtigen Dienste der Truppen einen Faktor dar, den man nicht unterschätzen darf. Nur im Gelände können die Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere lernen, die Einheiten gefechtsmäßig mit warmem Essen, erster medizinischer Hilfe, mit Munition, Kraft- und Schmierstoffen zu versorgen sowie Waffen, Technik und Ausrüstung zu reparieren.

Die in der Winterperiode durchgeführten Übungen deckten jedoch eine Reihe ernster Mängel auf.

Es erwies sich, daß bisher die praktische Ausbildung im Gelände vernachlässigt wurde. Schwächen zeigten sich in der Versorgung mit Essen zur festgelegten Zeit unter Gefechtsbedingungen. Es ereignete sich z. B., daß einige Versorgungsoffiziere genau wußten, wo es Einlagen gibt, wo die Truppen aufgehalten wurden. Dorthin schickten sie die Feldküchen. Von solchen Erleichterungen müssen wir uns entschieden abwenden, wenn wir nicht böse Überraschungen erleben wollen.

Aus diesen Erfahrungen ergibt sich, daß man die Ausbildung des Versorgungspersonals gründlich verändern muß. Das Hauptglied ist das Können der Offiziere und Unteroffiziere. Wenn die Offiziere der Versorgungsdienste sich die Prinzipien der Organisation der Rückwärtigen Dienste, die Besonderheiten ihrer Arbeit im modernen Gefecht klarmachen, wenn sie gründlich die Dienstvorschriften, Merkblätter und Instruktionen studieren, werden sie im Gelände weniger Fehler machen, mehr Initiative zeigen, überzeugter und kühner handeln.

Natürlich ist eins notwendig: Auch den Rückwärtigen Diensten der Truppen muß man bei Übungen rechtzeitig das Thema und die Lehrfragen bekanntgeben. Leider ist das oft nicht der Fall. Die Offiziere der Versorgungsdienste kennen weder die Lage noch die Aufgabe. Sie handeln daher rein formal und können die Einheit nicht richtig versorgen. Meiner Meinung nach sollte der Vorbereitung der Rückwärtigen Dienste auf taktische Aufgaben und Übungen mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Die mangelhafte Information zwischen den Truppenstäben und den Organen der Rückwärtigen Dienste wirkt sich besonders negativ auf die Verpflegung der Soldaten während der Übung aus. Ich habe es oftmals erlebt, daß Feldküchen in der Gegend herumirren und ihre Einheiten suchen. Das läßt sich durch eine bessere Zusammenarbeit mit den Kommandeuren bzw. Stabschefs vermeiden. Schon bei der Aufstellung des Speiseplanes muß der Versorgungsoffizier den Charakter der Gefechtsaufgabe und die von den Soldaten geforderten körperlichen Anstrengungen berücksichtigen. Es ist möglich, die Einheiten zwei- bis dreimal täglich warm zu verpflegen, wenn man sich auf die Übung gründlich vorbereitet, genau überlegt, welche Produkte benötigt werden und die Köche in ihre Aufgaben einweist.

Natürlich ist die Arbeit im Gelände schwieriger als die im Objekt. Oftmals ist für die Vorbereitung des Essens nur eine beschränkte Zeit vorhanden, wie z. B. beim Angriff, auf dem Marsch, bei Handlungen in der Nacht; aber auch diese Schwierigkeit ist nicht unüberwindlich. Wir haben die Möglichkeit, in breitem Maße tischfertige Konserven zu verbrauchen. Dadurch kann viel Zeit eingespart werden.

Das Zuführen und Ausgeben der Verpflegung an die Gefechtseinheiten ist eines der wichtigsten Probleme. Seine Lösung wird durch den Charakter der Gefechtshandlungen der Truppen und durch die Beschaffenheit des Geländes bestimmt. Wenn man mit den Feldküchen nicht in die Nähe der Einheiten fahren kann, müssen geeignete Thermosbehälter vorhanden sein, in denen man das Essen hinbringt. Bei weiten Entfernungen werden die Feldküchen in die Kompanieausgabepunkte gefahren. Dort wird das Essen in Thermosbehälter umgefüllt und den Soldaten zugestellt. Große Aufmerksamkeit und Sorgfalt erfordert die Ausgabe der Verpflegung in der Nacht. Damit man sich nicht im Gelände verirrt, ist es zweckmäßig, die Wege und Ausgabepunkte vorher genau aufzuklären. Die Erfahrungen zeigen, daß es zweckmäßig ist, an den Bordwänden der LKW und Küchen Nummern anzubringen. Sie erleichtern es den Hauptfeldwebeln, schnell ihre Küchen zu finden. Es ist auch zu empfehlen, einige Gegenstände an den Zufahrtsstraßen weiß anzustreichen und Hinweisschilder anzubringen.



Auch die Rückwärtigen Dienste handeln bei taktischen Übungen wie im Gefecht. Unser Bild zeigt einen Teil eines entfalteten Med. Punktes

Eine große Rolle spielt die Versorgung der Truppen mit Wasser. Bei der Anwendung von ABC-Waffen im modernen Krieg ist es durchaus anzunehmen, daß im Raum der Entfaltung keine Quelle vorhanden ist, die den sanitären und hygienischen Bedingungen entspricht. Deshalb ist eine ständige Wasserreserve notwendig, die in verschließbaren Fässern oder anderen Behältern mitgeführt wird. Auch daran sollte man bei Übungen denken und eng mit den Pionieren und Chemikern zusammenarbeiten.

Gute Koordinierung und Übereinstimmung ist auch mit der technischen Abteilung erforderlich. Ich denke dabei an

die Einsatzbereitschaft der Transportfahrzeuge, an die rationelle Ausnutzung aller Fahrten für die Versorgung mit Munition, Verpflegung usw. und an die Bereitstellung von Ersatzfahrzeugen. Auch hier gilt der Grundsatz: Mit der materiell-technischen Versorgung steht oder fällt der Erfolg der Truppe.

Ich wies bereits auf die Wirkung von ABC-Waffen hin. Man muß feststellen, daß bei Übungen im allgemeinen und speziell bei den Rückwärtigen Diensten dem Atomschutz nicht genügende Aufmerksamkeit gewidmet wird. Natürlich können Hänge, Schluchten, Wälder usw. teilweise Deckung gegen atomare Waffen bieten. Aber diese Geländeeigenschaften ersetzen nicht das atomsichere Eingraben der Technik. Oft wird von Genossen die Ansicht vertreten, daß die Soldaten der Rückwärtigen Dienste oder die Kraftfahrer diese Arbeit nicht schaffen können. Diese Theorie ist falsch. Auch an die Soldaten der anderen Waffengattungen werden hohe Anforderungen gestellt, mag es sich nun um Infanteristen, Artilleristen oder Panzersoldaten handeln. Sie alle lernen, geben sich Mühe, schonen ihre Kräfte nicht. Deshalb darf man im Atomschutz auch bei den Rückwärtigen Diensten keine Erleichterungen dulden. Die Arbeit ist zu bewältigen, wenn man das Gelände, gegenüberliegende Hänge, Gräben, alte Feuerstellungen usw. richtig ausnutzt.

Zum Schluß noch einen Vorschlag zur rechtzeitigen und schnellen Verlegung der Rückwärtigen Dienste.

Ich bin der Ansicht, daß die Versorgungspunkte mit Beginn des Sturms auf die gegnerische Stellung zur Verlegung vorzubereiten sind. Beim Kampf um den dritten Graben verlassen sie ihren Raum und folgen ihren Einheiten. Auf Anordnung des Kommandeurs entfalten sie sich, beziehen die vom Gegner ausgebauten Deckungen und bereiten, wenn es die Lage erlaubt, die Verpflegungsausgabe vor.

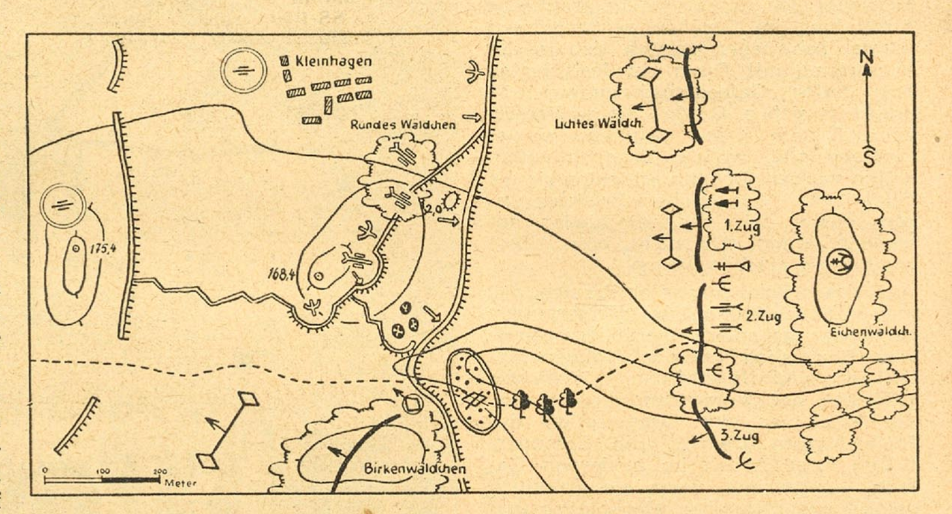
Natürlich erfordert es einige Anstrengungen, um diese Prinzipien, die sich aus Erfahrungen vergangener Übungen ergeben, durchzusetzen. Dabei müssen die Kommandeure, Offiziere der Rückwärtigen Dienste und vor allem die Parteiorganisationen zusammenwirken.

Anmerkung der Redaktion:
In einer der nächsten Nummern werden verantwortliche Genossen aus dem Arbeitsgebiet der Rückwärtigen Dienste zu einigen der in diesem Artikel behandelten Probleme Stellung nehmen.

Unsere Aufgabe

Wie lautet Ihr Entschluß?

Die 3. Schützenkompanie mit einem Zug sMG, einem Zug Pak und einer Granatwerferbatterie/Bataillon, unterstützt durch eine Artilleriebatterie und im Zusammenwirken mit einem Zug Panzer wurde beim Vorgehen in entfalteter Gefechtsordnung auf Kfz. nach dem Durchbruch der ersten Stellung des Hauptverteidigungsstreifens des Gegners um 9.15 Uhr am Westrand des „Eichenwäldchens" durch MG- und Pakfeuer von der Höhe 168,4 und durch Artilleriefeuer aus Richtung Kleinhagen und der Höhe 175,4 zum Stehen gebracht. Nachdem die Kompanie abgesessen ist und sich vorgearbeitet hat, hat sie gegen 9.25 Uhr die auf dem Schema dargestellte Lage eingenommen.



Die rechte Nachbareinheit greift in Richtung Kleinhagen an und hat den Ostrand des „lichten Wäldchens" erreicht. Der linke Nachbar hat den Ostrand des „Birkenwäldchens" besetzt und geht weiter in Richtung Westrand vor.

Der Kommandeur des Gefechtsaufklärungsspähtrupps, der von der linken Flanke der Kompanie ausgesandt wurde, hat gemeldet, daß sich am Westrand des Gebüsches südlich und nördlich des Pfades ein Minenfeld mit chemischen Minen befindet, wo ein Panzer der linken Nachbareinheit stark beschädigt wurde.

Durch die Detonation einer Mine ist der Westrand des Gebüsches im Raum des Pfades mit seßhaften Kampfstoffen und radioaktiven Kampfstoffen verseucht, Grad der radioaktiven Verseuchung beträgt 30 Röntgeneinheiten je Stunde. Von den Südhängen der Höhe 168,4 beschießt der Gegner die Flanke des linken Nachbarn mit MG- und Artilleriefeuer.

Um 9.25 Uhr hat der Bataillonskommandeur durch Funk der Kompanie folgende Aufgabe gestellt: den Gegner im Stützpunkt auf der Höhe 168,4 aus der Bewegung anzugreifen und zu vernichten und weiter in Richtung auf die Höhe 175,4 anzugreifen.

Wie würden Sie als Kommandeur der 3. Schützenkompanie diese Aufgabe lösen?

Letzter Einsendetermin 15. August (Datum des Poststempels). Die besten Lösungen werden prämiiert.

Die Lösung unserer Aufgabe aus Nr. 7/57

Der Kommandeur der Aufklärungseinheit muß unbedingt folgende Maßnahmen treffen:

1. Meldung an den Kommandeur, der die Aufklärung befohlen hat.
2. Befehl zum Anlegen der Schutzbekleidung.
3. Schließen sämtlicher Luken an den Fahrzeugen.
4. Umgruppierung der Einheit. — Der SPW muß unter diesen Bedingungen das Spitzenfahrzeug sein, da er sonst durch den vom Panzer aufgewirbelten Staub fahren müßte.

Um unsere Aufgaben in Zukunft noch interessanter zu gestalten, fordern wir alle Genossen aus den Truppenteilen unserer Einheiten zur Mitarbeit auf. Sendet selbstentworfene, interessante Aufgaben aus allen Ausbildungsgebieten an die Redaktion ein!

Das kann bei uns nie geschehen! . . .

Von Major Adolph

In die DDR geflüchteter Bundeswehrsoldat enthüllt:

Überall Drill wie an der Iller

Vier Soldaten beim Panzerappell getötet / Hitleroffiziere und SS-Leute schinden wieder nach alter Gewohnheit

Berlin (ND). Ein weiterer Bundeswehrsoldat, der 18jährige Panzerschütze Waldemar Riepe, ist unter dem Eindruck des 15fachen Mordes an der Iller und angesichts der Grausamkeit seiner eigenen Ausbilder in die DDR geflüchtet. „Was sich in unserem 3. Panzerbataillon in Hamburg-Rahlstedt abspielte, steht der Menschenschinderei an der Iller in nichts nach", erklärte Riepe einem Pressevertreter.

Im Januar und Februar mußte das Bataillon an Panzerappellen teilnehmen, obwohl die Soldaten die amerikanischen Kampfwagen noch gar nicht beherrschten. Von Panzern zu Tode gequetscht wurden die vier Rekruten in die Kaserne getragen. Einen der vier, den 19jährigen Willi M., zerdrückte der im ganzen Bataillon berüchtigte Unteroffizier Wesemann mit seinem Panzer.

Eine Gruppe früherer SS-Angehöriger — unter ihnen Stabsunteroffizier Müller und Feldwebel Himmel — kann in der Kaserne ungestört ihre SS-Lieder grölen.

Kommißgeist im Bataillon. Ich hielt es nicht länger aus. Weil ich nicht auch von einem Panzer zermalmt oder in einem Fluß ertränkt werden wollte, kam ich nach Ostdeutschland."

Schleifer Wesemann

Ermutigt vom Kompanieführer Hauptmann Sorge — einem Ritterkreuzträger der Hitlerwehrmacht — schleift Wesemann die Rekruten bis zum Umfallen. So jagte er im Januar die 1. Kompanie in voller Kampfausrüstung durch ein etwa 30 Meter breites Gewässer. Anschließend ließ er die Soldaten in der bitteren Kälte eine Viertelstunde stillstehen. In der klammen Uniform mußten sie noch Geländeübungen ausführen, bevor sie zur Kaserne marschieren durften, vor der 15 Rekruten zusammenbrachen.

. . . weil der Charakter unserer Nationalen Volksarmee dem Charakter unseres Staates entspricht, der solchen SS-Leuten wie Stabsunteroffizier Müller und Feldwebel Himmel, solchen Schleifern wie Hauptmann Sorge oder Unteroffizier Wesemann — der überhaupt dem Faschismus als Nährboden solcher Elemente keinen Fußbreit Raum gibt. Auch die Dienstvorschriften der Nationalen Volksarmee tragen Klassencharakter und sind mit den demokratischen Gesetzen der Deutschen Demokratischen Republik abgestimmt.

Sie können nie solche brutalen Auswirkungen zeitigen, wie in der Bonner Söldnerarmee. An den Offiziersschulen unserer Republik werden nicht Herrenmenschen herangezüchtet, denen es eine Genugtuung ist, die Würde der Soldaten mit Füßen zu treten und skrupellos über Leben und Tod ihrer Untergebenen zu entscheiden, sondern Offiziere, die sich ihrer großen Verantwortung gegenüber der Arbeiterklasse und der Jugend bewußt sind. Jeder Führer einer Einheit, ob Unteroffizier oder Offizier, wird so erzogen und geschult, daß er bei jedem Befehl in erster Linie den Menschen sieht. Er ist verpflichtet, in allen Situationen entsprechend den Sicherheitsvorschriften der Nationalen Volksarmee zu handeln. Trotzdem könnten einige ganz Schlaue auf den Gedanken kommen, die Exerziervorschrift der ehemaligen faschistischen Wehrmacht mit der Grundausbildungsvorschrift der Nationalen Volksarmee zu vergleichen und sagen:

Es gab früher Kommandos, es gibt heute Kommandos; beide Arten unterscheiden sich nicht wesentlich voneinander, die Ausführung dieser Kommandos hat sich wenig geändert, folglich besteht kein Unterschied zwischen der Exerziervorschrift und der Grundausbildungsvorschrift. Ist es wirklich so?

Wir wollen diese Frage untersuchen.

Der Charakter unserer Dienstvorschriften

In ihrer unersättlichen Profitgier führen die Monopolisten und Junker ständig Raubkriege um „Lebensraum", Rohstoffe und Absatzmärkte. Die Soldaten der imperialistischen Armeen, die von der herrschenden Klasse gezwungenermaßen „zu den Fahnen" gerufen werden, lehnen in ihrer Mehrzahl innerlich den imperialistischen Krieg ab, weil sie wissen, daß er den Volksmassen nur noch härtere Ausbeutung, unendliches Leid und Elend bringt. Dieses Desinteresse am Militärdienst ist allen denen, die am Krieg verdienen, ein Dorn im Auge. Deshalb sucht man durch pausenlosen Drill jeden Keim des Aufbegehrens zu ersticken. Die Dienstvorschriften sind dazu da, um die Menschenwürde des einzelnen mit Füßen zu treten, um in ihm ein Gefühl der Ohnmächtigkeit gegen sein Schicksal zu erwecken. Der Soldat soll in einen Zustand der Gleichgültigkeit geraten, der ihn nicht nur unfähig macht, aktiv und klassenkämpferisch gegen die Machenschaften der Imperialisten aufzutreten, sondern auch willfährig genug, um als blindes, abgestumpftes Werkzeug des Finanzkapitals zu fungieren. Außerdem scheuen die herrschenden Kreise auch keine Mittel, um durch die ideologische Verdummung der Soldaten deren innere Vorbehalte zu neutralisieren.

Natürlich stand von dieser Zielsetzung im Reibert nichts drin, natürlich steht auch in den Dienstvorschriften der Bundeswehr nicht, daß Soldaten zu Kadavergehorsam gezwungen werden müssen. Aber gerade weil die Industriellen, Bankiers, Generale und Minister wissen, daß den Soldaten keine echten Ideale geboten werden können, die zu freiwilliger, freudiger Hingabe begeistern und brutalen Zwang überflüssig machen, drückten die Nazis und drückt man heute im Bonner Kriegsministerium beide Augen zu, wenn die Angehörigen der Armee zu „soldatischer Härte" und zu „blindem Gehorsam" dressiert werden. Wie das konkret aussieht, illustriert der grauenhafte Vorfall an der Iller. Es ist der jüngste, aber sicherlich nicht der letzte Beweis, daß es sich hier nicht um ein Unglück schlechthin, sondern um ein Verbrechen handelt, dem eine ganz bestimmte Methode zugrunde liegt, die die Mehrzahl der älteren Generation in der faschistischen Wehrmacht erlebt und abgrundtief hassen gelernt hat.

Natürlich versucht die Bonner Clique angesichts der empörten Öffentlichkeit ihre Hände in Unschuld zu waschen und faselt von falscher, einseitiger Auslegung der Dienstvorschriften. Aber dieses Gerede und auch die demonstrative Beurlaubung der unmittelbaren Vorgesetzten kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß der Ungeist der faschistischen Armee und der „Geist" der Bonner Söldnerarmee ein und dasselbe sind, weil der Klassencharakter des Staates derselbe geblieben ist. Alle Dienstvorschriften in den imperialistischen Armeen laufen deshalb auf Barrasmethoden hinaus, weil es eben keine anderen Mittel als Verdummung, Zwang und Drill gibt, um die Soldaten zu Handlungen zu bewegen, die ihren ureigensten Interessen als Angehörige des Proletariats oder anderer werktätiger Schichten völlig zuwiderlaufen.

Es ist wahrhaftig keine Schwarzweißmalerei, wenn wir sagen, daß die Dienstvorschriften der Nationalen Volksarmee eine derartige Funktion nicht haben. Unser Arbeiter-und-Bauern-Staat hat seine Armee zum Zwecke der Verteidigung und Sicherung des friedlichen Aufbaus. Der Sozialismus schließt Raubkriege und Mord im Dienste der Profitmacherei aus. Weil wir nicht derartige Kriegsziele haben, weil sich die Interessen jener Menschen, die in der Nationalen Volksarmee Dienst tun, nicht von den Interessen des Staates unterscheiden bzw. sich mit der Zielsetzung der Armee decken, bedarf es auch nicht des totalen Zwanges und der dauernden Unterdrückung.

Bei uns werden die Worte Wirklichkeit, **die Friedrich Engels 1845 in Elberfeld sprach:**

„Der Bürger einer künftigen sozialistischen Gesellschaft, der im Falle eines Krieges ein wirkliches Vaterland, einen wirklichen Herd zu verteidigen hat, wird also mit einer Begeisterung, mit einer Ausdauer, mit einer Tapferkeit kämpfen, vor der die maschinenmäßige Geschultheit einer modernen Armee wie Spreu auseinanderfliegen muß."

Insofern können unsere Dienstvorschriften auch von niemandem in oben erwähnten Sinne einseitig ausgelegt oder falsch angewandt werden. So ist z. B. die Grundausbildungsvorschrift der Nationalen Volksarmee kein Mittel der Schikanierung und Abstumpfung der Genossen, sondern ihr Ziel ist es, den Armeeangehörigen feste operative Fertigkeiten zu vermitteln. Die Soldaten sollen lernen, in der Marschkolonne und in den entfalteten Gefechtsordnungen gut organisiert zu handeln, schnell und exakt Berechnungen auszuführen, Umgruppierungen vornehmen zu können und den Gegner entschlossen anzugreifen. Diese militärtechnische Seite wird ergänzt durch den Einfluß auf das persönliche Verhalten der Soldaten. In Kolonne, Linie usw. verschmilzt der einzelne organisch mit dem Kollektiv, er fühlt sich als Teil des Ganzen. Der Soldat wird zur Kameradschaft, zum bewußten Gehorsam gegenüber den Vorgesetzten, zur Sorgfalt, Genauigkeit, Pünktlichkeit und Schnelligkeit in den Handlungen erzogen.

Natürlich ist ein einheitliches Handeln auch in den imperialistischen Armeen beabsichtigt, aber das Vorhergesagte macht klar, daß es sich hier nur um das Einpauken und Eindrillen von militärtechnischen Aktionen handelt, die dann auf Befehl von willenlosen, gleichgültigen Menschen maschinenmäßig und blind ausgeführt werden. Jeder bewußte Gehorsam fehlt, weil jedes bewußte Denken und Handeln des Soldaten nur negative, den Absichten der Vorgesetzten entgegengesetzte Gedanken und Handlungen hervorrufen muß. Außerdem dient die gesamte Ausbildung in den imperialistischen Armeen volksfeindlichen und damit verbrecherischen Zielen, und sie erscheint damit moralisch nicht nur äußerst fragwürdig, sondern wir sind berechtigt, ihr jeden erzieherischen Charakter überhaupt abzusprechen. Sie ist gegen die Interessen der Soldaten gerichtet.

Die Dienstvorschriften unserer Nationalen Volksarmee sind dagegen uneingeschränkt der Freund und Helfer jedes Soldaten, Unteroffiziers und Offiziers. Sie unterstützen die Unteroffiziere und Offiziere bei der Ausbildung und Erziehung ihrer Untergebenen, sie helfen aber auch den Soldaten, das im Dienst Erlernte sich im Selbststudium einzuprägen und zu festigen. Die Dienstvorschriften sind die Fachbücher der Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere. Es ist deshalb eine notwendige Forderung, sie zu studieren und aus ihnen die theoretischen Grundlagen für die fachliche Erziehung und Ausbildung zu schöpfen.

Die Vorschriften allein vermögen natürlich nicht die individuelle Erziehung und die praktische Ausbildung durch die Unteroffiziere und Offiziere zu ersetzen. Die Vorgesetzten sind diejenigen, die durch Wort und Tat den Mannschaften die Einhaltung der Dienstvorschriften anerziehen, vorleben. Die erzieherische Rolle unserer Dienstvorschriften wird aber nur dann verwirklicht, ihr fortschrittlicher Gehalt wird nur dann wirksam, wenn sich in ihnen ständig die neuesten Erkenntnisse der politischen Erziehung, der allgemeinen Pädagogik und des Militärwesens widerspiegeln. Deshalb sollten sich alle Genossen mehr als bisher durch Verbesserungsvorschläge an der Erarbeitung der Dienstvorschriften beteiligen, sie als Gesetz anerkennen und für ihre Einhaltung kämpfen. Dabei sollen die Parteiorganisationen der Einheiten dem Kommandeur und den Politorganen hilfreich zur Seite stehen und kontrollieren. Halten wir uns dabei an die Worte Frunses, der 1925 sagte:

„Alles, wozu ein Armeeangehöriger laut den entsprechenden Vorschriften und Dienstanweisungen verpflichtet ist, muß er tun und Ausreden und Hinweise auf Umstände, die ihn angeblich an der Pflichterfüllung hindern, darf es bei uns nicht mehr geben."





Abstumpfung und Dressur ist der Inhalt der Ausbildung in den imperialistischen Armeen. Diese Exemplare einer entmenschten Soldateska haben hier einen jungen zypriotischen Freiheitskämpfer zu Tode geprügelt und sich damit sicher ein Sonderlob ihrer Auftraggeber verdient





„. . . Dort hinter dem entwurzelten Baum geht der Pioniertrupp in Stellung . . .!"
Kurz und knapp gibt der Kommandeur des selbständigen Aufklärungstrupps seine Befehle. Viel Zeit bleibt ihm nicht.
Erst vor Sekunden erreichte ihn die Meldung:
„Gegnerischer Aufklärungstrupp bewegt sich auf Ihrer Marschroute!" Die Begegnung muß in Kürze stattfinden, deshalb entschloß er sich, dem Gegner einen Hinterhalt zu legen.

UNSER BILDBERICHT





Offensive Au



Schnelles Zupacken sichert in dieser Situation den Erfolg. In Sekundenschnelle haben die Besatzungen die Fahrzeuge verlassen und sich zu den drei Trupps formiert. (2). Ahnungslos muß der „Gegner" in den Hinterhalt gehen, Tarnung und Spuren beseitigen (3) ist ein ebenso wichtiger Faktor wie die ständige Beobachtung des nahenden „Gegners". (4). Der Pioniertrupp hat seine Stellung bezogen und vermint nach Durchfahrt der „gegnerischen" Fahrzeuge die Straße, um den Rückzug abzuschneiden. (5). Der Deckungstrupp steht bereit, die Handlungen der den „Gegner" angreifenden Gruppe zu sichern. (6). Kaum ist der Überfall beendet, wird „aufgeräumt", damit keinerlei Spuren nachfolgenden „gegnerischen" Einheiten über den stattgefundenen Kampf Aufschluß geben; denn nur unbemerkt vom „Gegner" kann die weitere Aufklärung durchgeführt werden.

2



Deutlich ist der gegnerische Aufklärungstrupp im Doppelglas zu erkennen. Es kann nur noch Sekunden dauern, dann wird der Überfalltrupp in Aktion treten.

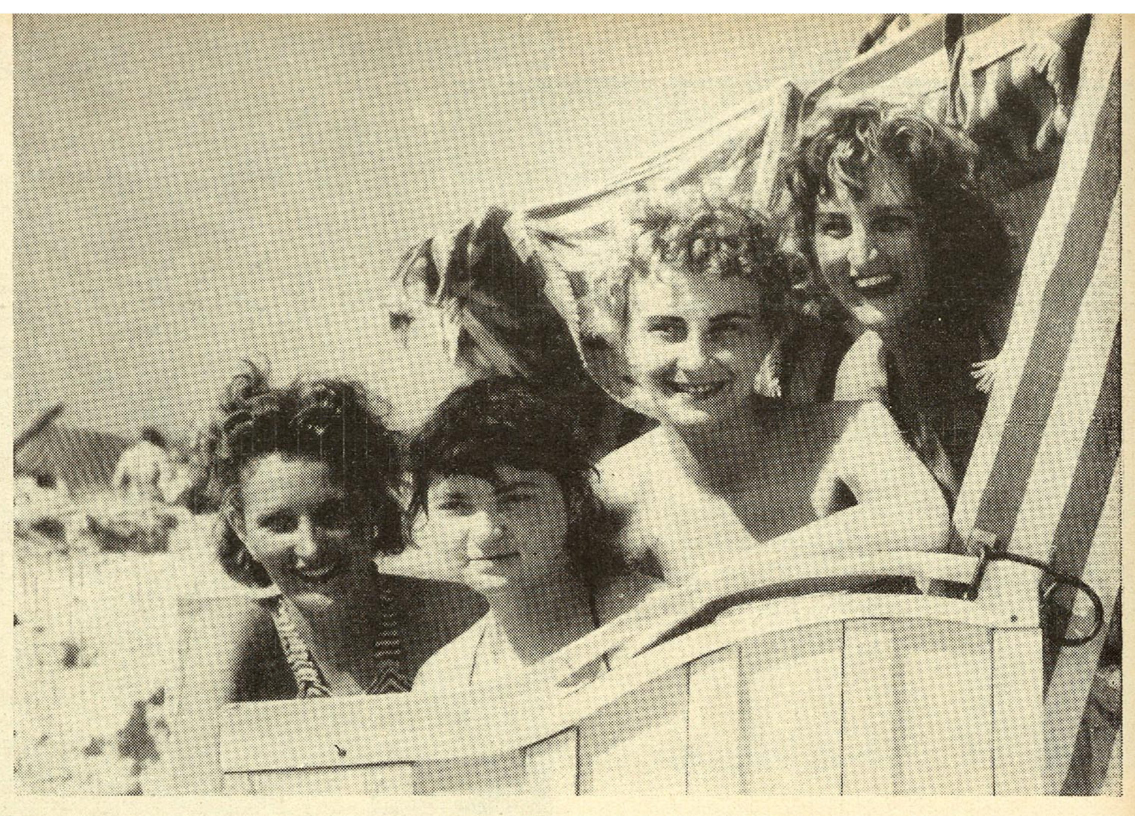
3

...fklärung

4

6

STRANDFOTOS



Liebe Fotofreunde!

Der Urlauberzug, vielleicht gar das Flugzeug unserer Lufthansa, hat uns an die Ostsee gebracht. Nun sitzen wir im Strandkorb und haben schon die Kamera bei der Hand. Ehe wir aber auf den Verschluß drücken, wollen wir uns doch schnell erst ein paar Gedanken über die Besonderheiten des Fotografierens am Strande machen.

Da wir am Strand auch bei trübem Wetter keine Lichtsorgen haben, benutzen wir einen Film mit der Empfindlichkeit von 17/10 DIN. Wir wollen hoffen, daß wir bei Sonnenschein arbeiten können, und darum nehmen wir den Gelbfilter. Mit ihm wird es uns auch gelingen, den Himmel durch eine gut gezeichnete Wolkenbildung zu beleben. Und noch eins: Vorsicht bei großen Strandflächen! Sie besitzen eine starke Reflektionsfähigkeit, besonders in der Mittagszeit, wenn die Sonne fast senkrecht steht. Dabei kann unser Negativ eine zu starke Belichtung im unteren Teil des Bildes erhalten, was uns dann beim Vergrößern starke Schwierigkeiten machen wird. Das beste Licht ist in jedem Falle Streif- oder Gegenlicht. Gegenlicht werden wir wohl vor allem in den Morgen- und Abendstunden haben. Es ist für die Zeichnung im Sand, durch die Betonung aller Unebenheiten, die dann Schatten werfen, besonders günstig. Die bei Seitenlicht fast in jedem Falle notwendige Aufhellung der Schatten dürfen wir nicht vergessen. Bei kleinen Objekten genügt dazu oft ein weißes Handtuch oder ein ausgebreiteter Zeitungsbogen. Ein Belichtungsmesser ist am Strande fast unentbehrlich. Wer trotzdem ohne ihn auskommen muß, kann sich als Faustregel merken: Bei Sonnenschein vormittags und nachmittags mit Blende 11 und 1/100 Sekunde, in der Mittagszeit etwa von 11.30 Uhr bis 14.00 Uhr mit Blende 16 und 1/100 Sekunde fotografieren.

Zur Motivwahl: Personen werden uns — und mögen sie uns noch so vertraut sein — im Badekostüm anders erscheinen. Ihre „Schönheitsfehler" treten mehr zutage, und das sollten wir beachten. Die besten Motive bieten sich am Strand, im Wasser und beim Spiel. Im Wasser achten wir darauf, möglichst bewegte Szenen zu fotografieren. Spritzer und Wellen in starkem Gegenlicht umrahmen sehr gut eine lustige Badegesellschaft. Unsere Hauptdevise muß sein: Nahe heran! Keine Panoramas! — sie verlieren im Bild ihre Wirksamkeit, da die gesamte Landschaft weiträumig und flach ist. Ein Segelboot oder Schiff in zwei bis drei Seemeilen Entfernung ist im Bild nur noch als ein Punkt zu erkennen. Und noch ein letzter Tip: Vergeßt nicht, Pinsel und Wolläppchen mitzunehmen, denn der Flugsand ist der Todfeind unserer Kameras. Gute Erholung und gut Gegenlicht wünscht Euch

Euer Ernst



Bild 1:
Exakta Varex
Tessar 1:2,8
Juli – 15.00 Uhr
Blende 8; Gelbfilter
1/150 Sek.

Bild 2:
Exakta Varex
Tessar 1:2,8
Juli – 15.30 Uhr
Blende 6,5; Gelbfilter
1/250 Sek.

Mut oder Leichtsinn?

Liebe Genossen!

Nachstehend lest ihr drei kurze Geschichten. Wir wählten sie bewußt aus verschiedenen Lebenssphären aus. Die erste ist aus dem Anekdotenbuch von F. C. Weiskopf, die zweite ein Ausschnitt aus einer Erzählung, und die dritte hat ein Jugenderlebnis eines Genossen zum Gegenstand. Jedoch wollen wir euch damit nicht nur schlechthin unterhalten, sondern wir bitten euch, über diese Vorfälle einmal im Sinne der Überschrift etwas nachzudenken.

Wie ist das? In welchen Fällen liegt hier eine mutige Tat oder eine leichtsinnige Handlungsweise vor? Was ist überhaupt Mut?

Bitte äußert eure Meinung dazu und erklärt dabei ausführlich, wie ihr zu diesem oder jenem Urteil kommt. Vielleicht habt ihr selbst in eurer Einheit Beispiele von mutigem oder leichtsinnigem Verhalten, die eure Auffassungen von Mut und Leichtsinn illustrieren.

Schreibt uns davon, und sendet eure Beiträge bis spätestens 25. August an uns ab, damit wir sie im Oktoberheft veröffentlichen können.

Zusendungen, die zu einem späteren Termin bei uns eingehen, werden wir selbstverständlich ebenfalls noch auswerten.

Die Redaktion

Der Zeuge Zachow

Im Reichstagsbrandprozeß kam es bei der Vernehmung eines Zeugen, des Arbeiters Zachow, zu einem Vorfall, der — gemessen an anderen Szenen, die sich bei der Gerichtsverhandlung abspielten — vielleicht klein und wenig erwähnenswert scheinen mag, der jedoch gleichwohl zu den zutiefst ergreifenden Episoden jenes denkwürdigen Prozesses gehört.

Als der Vorsitzende den Zeugen ins Verhör nahm, brach dieser, ein vorzeitig gealterter, weißhaariger Mann, den eine jahrelange Erwerbslosigkeit und die Haft im Konzentrationslager offensichtlich gebrochen hatten, in Tränen aus und redete die Richter mit Titeln an, wie sie im Verkehr mit Leibeigenen und Herren üblich gewesen sein mögen. Trotzdem ließ er sich weder durch Zureden noch durch unmißverständliche Drohungen zu einer Aussage verleiten, die dem Oberreichsanwalt hätte von Nutzen sein können. Um dem Gericht nun wenn schon keinen Belastungszeugen, so doch einen reuigen Sünder vorzuführen — war doch Zachow verhaftet worden, weil er Kameraden, die den Gedanken an Widerstand nicht aufgegeben hatten, seine letzten zwanzig Pfennige für ihren „Kampffonds" zugesteckt hatte —, stellte der Oberreichsanwalt dem Zeugen die Frage, welcher Partei er sich nun, wenn er die Wahl hätte, anschließen würde. Worauf Zachow nach einer längeren Pause, in der er mit sich rang, wohl wissend, daß eine befriedigende Antwort seine Freilassung, eine unbefriedigende seine Rücksendung ins Konzentrationslager und wahrscheinlich sogar die „Erschießung auf der Flucht" bewirken werde, dennoch erwiderte, er würde, weil er ein Arbeiter sei, für die Kommunisten stimmen.

Er wurde nach dieser zitternd und mit verlöschender Stimme gegebenen Antwort von zwei Wachtmeistern in die Mitte genommen und eilig aus dem Saal geführt. Man hat ihn nachher nicht wieder gesehen.

Zweitausend Mark!

... Das Feuer hatte sich festgebissen. Das kleine Holzhaus brannte wie Zunder und stöhnte und ächzte, als verspüre es einen körperlichen Schmerz. Aber die Menschen konnten ihm nicht mehr helfen. So schnell die Eimer von Hand zu Hand wanderten, so schnell verzischte das Wasser an den glühenden Balken. Die alte Frau stand immer noch wie angewurzelt an derselben Stelle. Zu schnell war das Unglück über sie hereingebrochen. Mit jedem Stück ihrer Habe, die von den Volksarmisten eilig aus dem brennenden Haus herausgeschleppt wurde, erschütterte ein trockenes Schluchzen ihren Körper; ihr schien wohl dabei der Verlust der vielen anderen Dinge bewußt zu werden.

Auf einmal zuckten die Flammen heller auf, das Gebälk knisterte, prasselte und knatterte wie ein Maschinengewehr. Die Genossen traten unwillkürlich einige Schritte zurück. Keiner wagte sich mehr in das Haus. Plötzlich, als habe diese infernalische Musik die Erstarrung der alten Frau gelöst, brach diese in ein markerschütterndes Gejammer aus. „Helft mir doch! Helft mir doch! Meine ganzen Ersparnisse, 2000 Mark, unter der Matratze im Bett!"

Händeringend lief sie die Reihe der Soldaten entlang. „200 Mark kriegt, wer das Geld herausholt, helft mir doch!" Ströme von Tränen liefen ihr übers Gesicht. Niemand rührte sich. Jeden Moment mußte das Haus zusammenbrechen. „Soll denn das gute Geld verbrennen? 200 Mark schenke ich dem!" heulte sie verzweifelt.

Plötzlich sprang einer der Genossen vor, tauchte seine Zeltbahn in einen Eimer, stülpte sie über und war im nächsten Moment im Haus verschwunden. Der scharfe Warnruf des Oberleutnants erreichte ihn nicht mehr.

Atemlos, gespannt starrten die Soldaten auf die brennende Türfüllung. Auch die alte Frau war verstummt.



Schreckverzerrt stand sie da. Sekunden verstrichen. Da neigte sich der steinerne Schornstein, und mit ihm stürzte der Dachfirst krachend in sich zusammen. In diesem Moment sprang die rußgeschwärzte Gestalt des Soldaten aus dem Haus. Triumphierend schwenkte er ein Bündel Geldscheine...

Die Mutprobe

„Den Sprung ins Ungewisse wagt... wer statt ‚Rahma Butterfein' eine andere Marke wählt."

Dieser schreiende Text eines Werbeplakates war uns umherstreunenden Bengels eines Tages ins Auge gefallen und hatte es uns gleich angetan.

Der Sprung ins „Ungewisse" — das war doch mal etwas, das wollten wir auch tun! Unser jugendlicher Überschwang hatte bald ein passendes Objekt für unsere Mutprobe gefunden.

Vor den Toren unseres Städtchens befand sich ein alter, etwa 15 Meter tiefer Brunnen. Schon oft waren wir daran vorbeigekommen, hatten hineingespuckt, Steine geworfen und hinuntergeschrien. Ein seltsam erregender Schauer erfaßte uns dann jedesmal, wenn das Echo dumpf und hohl aus der Tiefe zurückkam.

Eigentlich war es verboten, sich dem Brunnen zu nähern, weil er baufällig und am Zerbröckeln war. Schon lange sollte er zugeschüttet werden. Trotzdem wollten wir diesmal ins Ungewisse hinabsteigen.

Gesagt, getan. Am Nachmittag bewaffnete sich jeder von uns mit seiner Mutter Wäscheleine, und los ging's. Am Ort angekommen, hielten wir Kriegsrat. Wer sollte hinabsteigen?

Wir einigten uns recht schnell, denn bis auf Peter und mich war den anderen vier inzwischen das Herz in die Hose gerutscht, weil sie die Wäscheleine wohl doch für einen zu dünnen Faden hielten, um ihm ihr Leben unbedenklich anvertrauen zu können. Mit „fachmännischer" Kenntnis wurden also die Leinen aneinandergeknüpft, doppelt genommen, und Peter ließ sich, gehalten von den übrigen, mit katzenhafter Behendigkeit in das dunkle, gemauerte Loch hinab.

Erwartungsvolle Minuten verstrichen. Da ertönte ein dumpfer Ruf, das war für mich das Zeichen, nachzusteigen.



Wenige Minuten später stand ich neben Peter im knietiefen Morast, und wie aus weiter Ferne sahen wir die Köpfe von Ulli, Klaus, Jochen und Heinz über den Brunnenrand gebeugt.

Wir zwei johlten, pfiffen und sangen um die Wette.

Schließlich mußten wir ja erst unseren Mut in die Welt posaunen, damit er auch gebührend bewundert würde. Plötzlich hörten wir von oben ein dumpfes Geräusch, und gleich darauf verschwanden die Köpfe unserer Kameraden. Irgend etwas war geschehen. Das Geschrei blieb uns im Halse stecken. Wir lauschten mit angehaltenem Atem. Das Geräusch verstärkte sich, brach dann plötzlich ab. Trostlose, bedrückende Stille umgab uns. Unsere Hochstimmung war wie weggeblasen. Wir fühlten uns verraten und verlassen, von einer unbekannten Gefahr bedroht. Die Angst kroch in uns hoch.

Da setzte das Geräusch wieder stärker ein. Es schepperte und knirschte und scharrte.

Vom Brunnenrand und von der Wandung rieselten außerdem unaufhörlich kleine Steine und Dreck auf uns herab. Totenbleich und schweißnaß sahen wir uns an und brachen dann in ein ohrenbetäubendes Geheul aus, dessen Ursache aber nichts mehr mit Freude und Stolz zu tun hatte. Als wir nach einigen Minuten Atem schöpften, war das Geräusch verstummt. Etwa 10 Minuten beratschlagten wir und versuchten erfolglos, uns mit Rücken und Beinen am Brunnengemäuer emporzustemmen. Plötzlich zeigten sich wieder die Köpfe unserer Freunde. Uns fiel ein ganzer Felsblock vom Herzen, hatten wir uns doch schon am Hungertod gestorben und als Skelette im Morast liegen sehen.

Ich weiß heute nicht mehr, wie schnell oder wie langsam wir mittels der Wäscheleine wieder an die Oberwelt gelangten. Auf alle Fälle trat uns noch einmal der Angstschweiß auf die Stirn, als wir neben dem Brunnen eine Fuhre Sand erblickten. Ein Fuhrwerk war urplötzlich aufgetaucht, hatte unsere wackeren Freunde an das Verbot des Betretens des Brunnengeländes erinnert und sie in die Flucht gejagt. Offensichtlich war der Kutscher ein alter schwerhöriger Mann gewesen, den unser Angstgeschrei sicherlich kaum daran gehindert hätte, die Fuhre Sand gleich in den Brunnen zu kippen, wenn damit wenig Mühe verbunden gewesen wäre.



Die Aussprache „Rund um den Ausgang" ist nun hiermit abgeschlossen. Sie hat gezeigt, daß unsere Soldaten viele Fragen haben, auf die sie bisher nur selten eine Antwort erhielten. Nicht zufällig rückte dabei das Problem der Beziehungen zwischen Mann und Frau in den Mittelpunkt, denn damit kam ein Problem zur Sprache, das man in dieser Art und Weise bisher noch nicht vor einem großen Forum der Armee behandelt hat.

Deshalb ist die zu diesem Fragenkomplex begonnene offenherzige Aussprache in einer Armeezeitschrift ein Schritt nach vorn auf einem Wege, der zur Klarheit auf moralisch-sittlichem Gebiet führt. Diese Klarheit ist auch innerhalb unserer Nationalen Volksarmee von kollektiver Bedeutung.

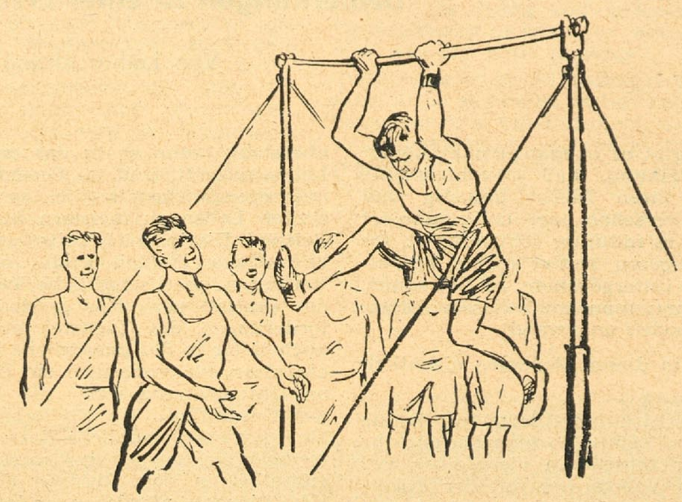
Man denke nur an folgendes: Wie wichtig ist es doch für das Ansehen unserer Armee in der Öffentlichkeit, daß jeder Armeeangehörige gesunde Beziehungen zur Frau pflegt. Welcher Schaden wurde gerade durch Verstöße auf diesem Gebiet angerichtet! Oder man denke daran, daß jede Kompanie im Falle eines militärischen Einsatzes im Ernstfall auch in moralisch-sittlicher Beziehung gefestigt sein muß — nur so kann sie allseitig ihre gerechte Mission erfüllen.

Deshalb ist es mehr als nützlich, den Weg der moralisch-sittlichen Aufklärung in seiner ganzen Breite zu gehen, sei es durch Vorträge von Ärzten und Pädagogen oder durch Aussprachen im kleinen Kreis, die von einem Offizier mit entsprechender Lebenserfahrung geleitet werden. Man wird sich über einen zu kleinen Hörer- und Teilnehmerkreis nicht beklagen müssen, wenn die Themen interessant gestellt werden, wie z. B. „Soldat und Frau" oder „Soll der Soldat eine Freundin haben?" Unter dieser Fragestellung lassen sich dann zahlreiche grundlegende Dinge der sozialistischen Moral behandeln. Es ist überhaupt notwendig, daß innerhalb der erzieherischen Tätigkeit der Offiziere und Unteroffiziere das Moralisch-Sittliche einen größeren Raum einnimmt. Es genügt bei weitem nicht, Belehrungen durchzuführen, wenn irgendein „Fall" ausgewertet wird.

In der Diskussion wurde die Frage gestellt, ob es für einen Soldaten angebracht sei, eine Freundin zu haben. Dazu kann man im wesentlichen nur sagen: In dieser Hinsicht ist es so, wie in vielen Dingen des Lebens. Man muß die Pflichten und Freuden richtig in Übereinstimmung bringen können, so anerkannt schwierig das auch oft ist. Für jeden Armeeangehörigen bedeutet

das unter anderem, sein gesamtes persönliches Leben so einzurichten, daß sich Bekanntschaften und Freundschaften mit Mädchen in keiner Weise nachteilig auf die Ausübung der militärischen Pflichten auswirken. Eine solche richtige Übereinstimmung herrscht dann, wenn es so ist, wie Genosse Hauptmann Suhr in seinem Beitrag schrieb: „... meinem Leben wurde durch dieses Verhältnis mehr Inhalt gegeben, was mich noch mehr anspornte." Bei allen Zuschriften herrschte eine geschlossene Meinung darüber, daß jeder Armeeangehörige beim Ausgang die Ehre und Würde der Nationalen Volksarmee wahren muß. Es kam dabei sehr richtig auch der Gedanke der gegenseitigen Verantwortung zum Ausdruck, den Genosse Unteroffizier Fischbach in die Worte kleidete: „... auf uns alle fällt ein Schatten", wenn ein Armeeangehöriger ein schlechtes Benehmen an den Tag legt. Daraus gilt es, die Konsequenzen zu ziehen. Bei jedem Ausgang ist Gelegenheit und Anlaß dazu.

Von der Sorge um das Ansehen unserer Armee bewegt, wurde in einem Beitrag der Vorschlag gemacht, daß auch die örtlichen FDJ-Organisationen junge Armeeangehörige mit einem unwürdigen Verhalten zur Rechenschaft ziehen sollen. Meine Meinung dazu ist die: Die FDJ-Organisationen in der Armee erfüllen zwar spezielle Aufgaben, aber die Freie Deutsche Jugend bildet ein einheitliches Ganzes. Deshalb wirkt sie überall dort auf ihre Mitglieder und die anderen Jugendlichen ein, wo das erforderlich ist. In diesem Sinne bejahe ich den gemachten Vorschlag im Interesse der allseitigen Erziehung.



Dem Meier scheint die neue Ausgangsordnung nicht zu bekommen ...

Alle die Fragen von Genossen, denen die Urlaubs- und Ausgangszeit besonders am Herzen lag, wurden durch die im April in Kraft getretene vorläufige Urlaubsordnung — nach meiner Auffassung sehr zufriedenstellend — beantwortet. Der Genosse Unteroffiziersschüler Röske kann nun wochentags bis 24 Uhr ausgehen und als Unteroffizier bis zum Wecken. Was den Genossen Offiziersschüler Kulke betrifft, so ist festgelegt worden, daß jeder Armeeangehörige mindestens alle sechs Wochen Gelegenheit erhalten muß, seine nächsten Angehörigen zu besuchen.

Alles in allem: Die Redaktion sollte solche Aussprachen wiederholen. **Zaz.**

Dipl.-Psych. Peter G. Klemm

Der Kopf sitzt zwar ganz oben ...

... und gilt mit Recht als Sitz der Verstandestätigkeit, also jener Seite unseres psychischen Lebens, die uns prinzipiell von den Tieren unterscheidet; folgert aber daraus, daß er „wichtiger" ist als das Herz? Kann man überhaupt eines vom anderen trennen oder gar beides einander gegenüberstellen? Sicherlich nicht, denn ohne Herz ist ein Mensch ebensowenig lebensfähig wie ohne Kopf. Diese Binsenweisheit hat aber nicht im geringsten verhindert, daß die psychischen Funktionen, die man im Volksmund dem Kopf und dem Herzen zuschreibt, immer wieder voneinander losgelöst und einander gegenübergestellt werden. Indessen gibt es kaum eine der Erziehung stärker abträgliche Einstellung als jene, die da meint, Verstand und Gefühl oder Wille und Gefühl als zwei gegenwirkende Kräfte ansehen zu müssen. Dabei wird selbstredend dem Verstand und Willen die Vorherrschaft eingeräumt, und manchmal reduziert sich in der Vorstellung der Ausbilder und Erzieher in der Nationalen Volksarmee die Aufgabe der Anerziehung kämpferischer Eigenschaften sogar ausschließlich auf eine Unterdrückung der Gefühle. Derjenige gilt als weit entwickelt, der seine Gefühle, wie z. B. Angst, Furcht usw., am besten unterdrücken kann.

Andererseits fehlt es aber nicht an Hinweisen, die die „Erziehung der Gefühle" fordern, d. h. die Anerziehung bestimmter Gefühle, wie Vaterlandsliebe, Haß gegen die Feinde des Volkes, Ehrgefühl usw. Somit ergibt sich also, daß der Erzieher das eine tut und das andere nicht läßt; er muß Gefühle anerziehen und die Soldaten gleichzeitig lehren, bestimmte Gefühle zu unterdrücken. Es ist also nicht notwendig, daß einige Offiziere und Unterführer die Anerziehung von Gefühlen überhaupt als etwas Negatives betrachten. Aber das Richtige tun kann nur, wer das Richtige weiß. Deshalb wollen wir hier einmal die tatsächlichen Beziehungen zwischen Willen (Verstand) und Gefühl darstellen.

*

Daß gewisse Gefühle die Tätigkeit stören oder behindern können und der Wille in der Lage ist, die Gefühle zu unterdrücken, ist allgemein bekannt und hat auch Veranlassung zu der einseitigen Überschätzung des Willens gegeben. Diesen inneren Widerstreit von Wille und Gefühl kennt jeder aus eigener Erfahrung. „Muß ist eine harte Nuß", sagt schon das Sprichwort und bezeichnet damit das Erlebnis der inneren Anstrengung bei der Überwindung gefühlsmäßiger Widerstände. Und daß sich die Gefühle tatsächlich unterdrücken lassen, der Mensch also Gefühlen zuwiderhandeln und der Stimme des Verstandes gehorchen kann, mußte notwendigerweise den Gedanken entstehen lassen, daß der Wille allmächtig sei. Von hier bis zu der Meinung, mangelnde Leistungsfähigkeit sei immer mangelnde Willenskraft, ist nur ein Schritt. Dabei wird aber eine andere und aus der alltäglichen Erfahrung ebenso bekannte Wirkung der Gefühle übersehen. Jeder weiß, daß ihm eine bestimmte Tätigkeit mal leichter und mal schwerer von der Hand geht, daß er sich also, um ein bestimmtes Ziel zu erreichen, mal mehr und mal weniger anstrengen muß. „Ich bin heute nicht in Stimmung", sagt man, wenn man seinen Pflichten nur mit Mühe nachkommen kann. Nicht aber sagt man: „Ich kann heute nicht wollen." Offensichtlich sind die Gefühle nicht nur imstande, Tätigkeiten zu behindern, sondern auch, sie zu erleichtern. Wer hat es nicht schon selbst erlebt, daß nach einem anstrengenden Marsch mit der Annäherung an die Unterkunft und der Aussicht auf ein baldiges Ende der Strapazen die Schritte leichter und die Mühen geringer wurden. Dahinter verbirgt sich aber nichts anderes als die Tatsache, daß der für das Marschieren erforderliche Aufwand an Willenskraft unter dem Einfluß von Gefühlen, nämlich der Vorfreude auf das Ende des Marsches, geringer wird.

Offensichtlich sind Gefühle imstande, die gleiche Wirkung wie der Wille zu haben, zumindest was den äußeren Erfolg angeht. Für den inneren Zustand

(Fortsetzung auf Seite 372)

Der Prozeß der Eingewöhnung

Bemerkungen zu einer Erziehungsfrage

Von Lothar Kitzing

Zuweilen gibt es in manchen Einheiten die Erscheinung, daß neueingestellte Genossen ihren Dienst unlustig und mißmutig versehen oder undiszipliniert sind. Weil es mitunter schwierig ist, sofort die engeren Motive dieses Verhaltens der Untergebenen zu erkennen, werden dann manchmal falsche Erziehungsmethoden angewandt.

Was geht in diesen Genossen eigentlich vor?

Sind sie nicht durch Elternhaus, Schule und Betrieb bereits so erzogen, daß ihr freiwilliger Eintritt in die Reihen der Nationalen Volksarmee mit der Fähigkeit zusammenfällt, allen Anforderungen und Befehlen im Dienst reibungslos und ohne das leiseste innere Widerstreben nachzukommen?

Natürlich hat die Mehrzahl der Genossen im zivilen Leben die Erziehung der Arbeiterklasse genossen, und die Probleme, denen der junge Soldat gegenübersteht, wenn er in das militärische Leben eintritt, sind im Grunde genommen die gleichen, wie er sie auch im zivilen Leben zu meistern hat — zum Beispiel Disziplin (Arbeits-), Kollektivbewußtsein (Partei, FDJ), moralisches Verhalten, gesellschaftliche Tätigkeit in der Freizeit usw. Nur greifen die Anforderungen des Dienstes noch mehr, noch tiefer in das persönliche Leben des einzelnen ein, verlangen ein Höchstmaß an Unterordnung unter die Interessen der Gesamtheit. Im Zivilleben gibt es eine gewisse persönliche Entscheidungsfreiheit, die der junge Staatsbürger gewöhnlich in den Grenzen der gesellschaftlichen Anforderungen hielt. In der Nationalen Volksarmee sind diese Grenzen der persönlichen Entscheidungsfreiheit enger gezogen. Niemand wird ernsthaft bestreiten, daß zwischen dem 6-Uhr-Wecken durch den Unteroffizier und dem „Viertelstündchen länger" zu Hause, zwischen der Freizügigkeit der zivilen Freizeitgestaltung und der militärischen Ausgangsbeschränkung usw. für manchen jungen Soldaten zunächst ein Unterschied besteht, denn es wäre ein Trugschluß anzunehmen, daß alle Genossen auf der gleichen Stufe des Bewußtseins stehen. Sie sind nach dem Grad des Bewußtseins, ihrer Herkunft, ihrer elterlichen und schulischen Erziehung, in ihrer klassenmäßigen Umgebung und nach ihrem Bildungsniveau nicht einheitlich. Daraus folgt, daß ein Teil unserer Genossen sich erst eine entsprechende „höhere" Einsicht erwerben muß bzw. eine mehr oder weniger lange Periode einem Prozeß der Eingewöhnung in die militärische Ordnung unterliegt, bis das persönliche Wollen und Tun mit den militärischen Pflichten übereinstimmt. Dieser Prozeß der Eingewöhnung geht nicht ohne inneren Kampf, nicht ohne inneres Sträuben ab. Wohl haben jene Genossen schon vor ihrem Eintritt in die Volksarmee gewußt, daß der Militärdienst gewisse Besonderheiten aufweist, aber meist decken sich diesbezügliche Vorstellungen nicht immer mit der notwendigen Wirklichkeit, und diese Genossen stehen deshalb zunächst einmal in „Opposition" zu ihrer neuen Umgebung.

Um jene Genossen auf den richtigen Weg führen zu können, muß der Vorgesetzte selbst diszipliniert auftreten und dem Soldaten zeigen, daß er sich im wesentlichen den gleichen Bedingungen wie jener unterwirft.

Nach dem Prinzip der Einzelleitung muß der Vorgesetzte politischer und militärischer Erzieher zugleich sein und die vielseitige militärische Arbeit mit der politisch-ideologischen Einflußnahme verbinden, indem er die Soldaten lehrt, sich bewußt, vom staatlichen Standpunkt aus den Anforderungen des Militärischen zu unterwerfen. Wenn die Untergebenen außerdem in ihrem Vorgesetzten einen untadeligen, gereiften Menschen erkennen, dann bahnt sich zwischen Vorgesetzten und Untergebenen ein Vertrauensverhältnis an. Wem man aber Vertrauen schenkt, dem eifert man nach, dem vertraut man auch seine inneren Konflikte an, und ausgesprochene Sorgen sind halbe Sorgen. Selbstverständlich soll der Vorgesetzte selbst den ersten Schritt tun, um solche Aussprachen herbeizuführen. Dieser Prozeß der Eingewöhnung läuft also nicht spontan, automatisch zu einem positiven Ende, sondern muß in jeder Phase durch den Vorgesetzten gelenkt und gesteuert werden, wobei jeder Schematismus in der Menschenbehandlung vermieden werden muß.

Wenn dieser Prozeß der Eingewöhnung schon bestimmte Konflikte für jene Genossen in sich birgt, die sozusagen von Haus aus, vom zivilen Gesichtspunkt aus über ein gewisses Maß politischer Einsicht verfügen, wieviel stärker sind dann die Konflikte bei jenen Genossen, deren Eintritt in die Reihen der Nationalen Volksarmee zwar aus ihrer Bindung zur Arbeiterklasse erfolgte, bei denen aber Abenteuerlust

---

Der Kopf sitzt zwar ganz oben ...

(Fortsetzung von Seite 371)

des Menschen sind sie sogar von noch stärkerer positiver Wirkung. Wissenschaftliche Untersuchungen haben nämlich ergeben, daß die Menge der durch stärkere Gefühle mobilisierbaren inneren Energien manchmal größer ist als die willensmäßig auch unter größter Anstrengung aufbringbare Energie. Auch dafür gibt es zahlreiche Belege in der kollektiven Volkserfahrung, wie sie sich in Sprichwörtern und Redensarten zeigt: „Die Freude beflügelte seine Schritte"; „Die Angst verlieh ihm übermenschliche Kräfte"; „Die Wut machte ihn rasend"; „Der Haß ließ ihn die Schmerzen vergessen", das sind alles Aussprüche, die zeigen, daß ein Mensch unter dem Einfluß stärkerer Gefühle Leistungen vollbringt, zu denen er sonst außerstande wäre.

Verständlicherweise werden die Energiereserven des Körpers vor allem dann mobilisiert, wenn die Existenz, das Leben, unmittelbar bedroht ist. Das erklärt die kräftebefreiende Wirkung der Angst, vor allem der Todesangst. Aber auch Liebe und Haß in ihren höchsten Formen, die Liebe zum Vaterlande und der Haß gegen seine Feinde, können im Menschen ungeahnte Kräfte wecken. Wie anders wäre sonst die Standhaftigkeit der antifaschistischen Kämpfer gegenüber den Quälereien und Folterungen der Faschisten zu erklären. Sie waren von tiefer Liebe zu ihrer Klasse und von unversöhnlichem Haß gegen die Faschisten erfüllt, und das, im Verein mit der Sorge um den Bestand der illegalen Parteiorganisation, ließ sie so standhaft bleiben.

Es müssen jedoch nicht immer Gefühle in ihrer stärksten Ausprägung sein, die den Menschen zu großen Leistungen befähigen. Man denke als Beispiel an die Große Sozialistische Oktoberrevolution. So sicher der Sieg der Bolschewiki auf die klare Einsicht der führenden Genossen in die gesellschaftlichen Verhältnisse, auf ihr Wissen um den Kampf des Proletariats und auf ihre verstandes- und willensmäßige Leitung der Operationen zurückzuführen ist, sowenig wäre der Sieg errungen worden ohne das Gefühl der Zusammengehörigkeit und Gemeinsamkeit, der Unterdrückung und der Sehnsucht nach Freiheit bei den Massen der Arbeiter und Bauern. Sowenig eine Sozialistische Oktoberrevolution ohne das sozialistische Bewußtsein der führenden Kader bzw. ohne das Klassenbewußtsein weiter Teile des Proletariats denkbar ist, sowenig wäre sie ohne die manchmal mehr gefühlsmäßige Bindung der kämpfenden Volksmassen zu den Zielen des Sozialismus denkbar gewesen. Haben wir in diesem Falle das Zusammenwirken von Wille und Gefühl in verschiedenen Personen vor uns, so gibt es auch genügend Fälle, in denen sich Verstand, Wille und Gefühl bei ein und demselben Menschen unterstützen. Den Feind hassen kann nur, wer ihn in seiner ganzen Schändlichkeit kennt. Den Feind unter Einsatz der ganzen Persönlichkeit bekämpfen kann nur, wer ihn haßt. Wer den Feind bekämpfen will, muß ihn also hassen wollen. In diesem Falle unterstützt also das Wissen das Gefühl und das Gefühl das Wollen. Kopf und Herz müssen beide zusammen angesprochen, beeinflußt werden. Sie miteinander wirkend zu machen, ist wichtigste Aufgabe des Offiziers und Unterführers. Der „Kopf" sitzt zwar ganz oben, aber ohne „Herz" geht es nun einmal nicht.

oder andere Motive überwiegen. Diese Genossen haben es zunächst noch schwerer, weil ihnen der Kompaß fehlt, um sich nach einigem Herumirren schnell wieder auf den richtigen Weg zurückfinden zu können. Diese Genossen sind nicht weniger wertvolle Menschen. Nur haben jene zuvor erwähnten Genossen eben den Vorteil für sich, die elementare politische Einsicht zu einem früheren Zeitpunkt und unter günstigeren Bedingungen empfangen zu haben. Um so mehr muß der Erzieher bestrebt sein, die Lücken der Erziehung und der politischen Einsicht, wie sie in Auswirkung des Krieges entstanden sind (Vater gefallen oder lange Zeit abwesend, kein kontinuierlicher Schulbesuch, Umsiedlung usw.), durch besonders intensive Beschäftigung mit jenen Genossen auszugleichen. Hier wird deutlich, daß die Kenntnis der Familienverhältnisse und der charakterlichen Anlagen der Genossen die Voraussetzung für eine erfolgreiche individuelle Erziehung ist.

Wenn solche Erziehungslücken vorhanden sind, kann es natürlich vorkommen, daß ein Soldat gegenüber dem Vorgesetzten die Formen der militärischen Höflichkeit mißachtet und eventuell auch einmal freche Antworten gibt oder sich sonst irgendwie widersätzlich benimmt. In diesem Fall darf sich der Vorgesetzte nicht in eine Erregung steigern, sondern er muß den pädagogischen Abstand wahren. Woraus resultiert denn ein solches Verhalten des Untergebenen?

Dieser ist sich selbst dieses Prozesses der Eingewöhnung, den er durchmacht, nicht recht bewußt. Der Vorgesetzte muß deshalb erkennen, daß entweder das Unverständnis für diese militärischen Besonderheiten, mangelnder Kollektivgeist oder die ungenügende Einsicht in die Notwendigkeit manchen Soldaten reizbar und nervös machen. Dies kann soweit führen, daß sich dessen Abneigung, die Vorbehalte gegen die Einengung früherer Gewohnheiten im Bewußtsein widerspiegelt als Abneigung gegenüber dem Vorgesetzten, der durch seine Anordnungen diese Einengung früherer Gewohnheiten veranlaßt. Der Untergebene läßt dann die Formen der Höflichkeit außer acht. Selbstverständlich wird der Vorgesetzte in diesem Moment jene erzieherischen bzw. disziplinarischen Mittel anwenden, die er für notwendig hält. Aber er muß dabei ruhig und gelassen bleiben, weil diese überlegene Zurückhaltung dem Soldaten erst so recht sein schlechtes Verhalten bewußt macht und ihn tief beschämt. Umgekehrt, wenn der Vorgesetzte schimpft, fühlt sich der Soldat irgendwie weniger schuldig, weil er sogleich geneigt ist, sein unhöfliches Auftreten auf die „falsche" Behandlung durch den Vorgesetzten zu schieben. Der Untergebene täuscht sich selbst, um sich vor sich selbst und eventuell auch vor anderen moralisch zu rechtfertigen. Hierfür ein Beispiel.

In einer Einheit hatten mehrere Soldaten einem Unteroffizier freche Antworten gegeben. Zur Rede gestellt, äußerten sie, daß sie jenen Unteroffizier eben nicht ausstehen könnten und sich deshalb hätten hinreißen lassen. Der Politstellvertreter hörte davon, und da er wußte, daß jener Unteroffizier moralisch untadelig und in seiner Dienstauffassung vorbildlich war, befremdete ihn diese Ansicht, und er gab sich mit dieser Antwort nicht zufrieden. In einer FDJ-Versammlung wurden sie erneut befragt. Nach anfänglichem Zögern rückten sie dann mit ihrer Meinung heraus. Der Unteroffizier „meckere" zuviel, er sei so streng, er schimpfe zuviel usw. Auf weitere Fragen kam dann zutage, daß der Unteroffizier nicht ohne Grund rügte. Die Genossen hielten ihre Sachen nicht in Ordnung, waren bei der Grundausbildung nachlässig u. a.

Tatsächlich hatte der Unteroffizier nicht immer sehr ruhig und gelassen seine Ermahnungen gegeben, er war manchmal „aus der Haut gefahren".

Zwar hatte er grundsätzlich recht, aber diese seine schwache Stelle hatte jenen Genossen zum Anlaß gedient, auch dessen Anordnungen vor ihnen als ungerechtfertigt erscheinen zu lassen. Sie fühlten sich falsch behandelt.

Tatsächlich verbarg sich hinter dem „Nichtleidenkönnen" ihre Abneigung, ihr Widerstreben gegen militärische Einordnung und Disziplin.

Nachdem den Genossen dieser Umstand so recht deutlich gemacht worden war, schämten sie sich sehr und sahen auch das Auftreten des Unteroffiziers in einem ganz anderen Licht.

Natürlich hat auch der Unteroffizier daraus gelernt. Dieses Beispiel zeigt schon, wie man auf solche Genossen erzieherisch einwirken kann. Der Vorgesetzte muß diesen Genossen bewußt machen, was die wahre Ursache ihres Verhaltens ist. Dadurch wird der Soldat angeregt, sich selbst zu beobachten, und er wird insgeheim feststellen, daß er falsch gehandelt hat. Um aber den Soldaten zu dieser Erkenntnis zu führen, bedarf es also des Kollektivs, bedarf es der politischen Beeinflussung durch die Methode der Überzeugung, bedarf es schließlich der kontinuierlichen militärischen Ausbildung. Die Einsicht des Untergebenen in die Notwendigkeit wird aus dem „ich muß" ein „ich will" machen und den Soldaten befähigen, die höchste Stufe der patriotischen Pflichterfüllung zu erklimmen: die Bereitschaft, seine sozialistische Heimat mit dem Einsatz seiner ganzen Person zu schützen.



... Jeder Vorgesetzte, ob Offizier oder Unteroffizier, sieht bei der Befehlserteilung in erster Linie den Menschen. Er ist verpflichtet, in allen Situationen entsprechend den Sicherheitsvorschriften der NVA zu handeln. Unser Bild: Genossen der Einheit Krause in P. beim Überwinden eines Wasserhindernisses







„Bleibt mir mit Zahlen vom Halse ..."

...sagte neulich ein Agitator zu mir: „Höre ich Zahlen, dann denke ich an Stroh – und Stroh ist leer und trocken!" Weil dieser Standpunkt Freunde fand, halte ich es für nützlich, diesem Freundeskreis ein paar Worte darüber zu sagen. Zumal es so ist, daß uns in Gesprächen, beim Zeitungslesen und Rundfunkhören ständig Zahlen begegnen, die von der Kühnheit unserer Pläne und den Leistungen unserer Werktätigen künden sollen.

Zugegeben — nicht immer vermitteln sie uns ein anschauliches und einprägsames Bild. Aber, Genosse Agitator, liegt das nicht vielmehr an der trockenen und leidenschaftslosen Art derjenigen, die sie gebrauchen? Ich meine, daß es unsere Aufgabe ist, Zahlenwerte wie Produktionszahlen usw. in Form von interessanten Vergleichen und Gegenüberstellungen so darzulegen, daß unsere Genossen ihre Bedeutung verstehen und aus ihnen einen Sinn ableiten können. Zwei kurze Beispiele mögen das beweisen.

Während unserer Agitations- und Arbeitseinsätze zur Vorbereitung der Volkswahl konnten wir uns davon überzeugen, daß die MTS über viele Maschinen und Geräte modernster Bauart verfügen. Ein Genosse Brigadier berichtete uns voller Stolz, daß seine Station bereits heute dank der Hilfe der sowjetischen Freunde und der fleißigen Arbeiter im VEB elf Kartoffellegemaschinen vom Typ Brielow (VEB) und SKG 4 besitze.

Wir dankten für diese Information mit einem höflichen Nicken und beschlossen, uns die Zahl elf (in der stillen Hoffnung, sie bei irgendwelcher Agitation noch einmal gebrauchen zu können) im Gedächtnis zu behalten. Unser Brigadier indessen schien unsere nicht allzu große Begeisterung gefühlt zu haben. Deshalb konnte er es sich nicht verkneifen, so ganz beiläufig zu fragen, wie hoch wir den Nutzen der elf Geräte eigentlich einschätzen.

Da es peinlich still wurde, erzählte er uns, daß eine Maschine mit zwei Mann Bedienung am Tage bei achtstündiger Arbeitszeit drei Hektar Kartoffeln legt. Die gleiche Fläche mit der Hand zu bestellen erfordert insgesamt zwölf, d. h. sechsmal mehr Menschen.

In diesem Frühjahr wurden mit Hilfe dieser elf Maschinen innerhalb von 17½ Tagen 576 Hektar Ackerland bestellt und damit die Legearbeiten abgeschlossen. Zum Handlegen wären bei gleicher Zeit und Fläche 132 Arbeitskräfte nötig gewesen. Die modernen Geräte haben den werktätigen Bauern und Genossenschaften eine schwere Arbeit abgenommen und darüber hinaus je Tag 110 Arbeitskräfte eingespart.

Dieser sinnvolle Vergleich ließ vor uns ein anschauliches Bild erstehen, und aus ganzem Herzen teilten wir die Freude unseres sachkundigen Brigadiers.

Aber wenden wir unsere Aufmerksamkeit noch einem anderen Beispiel zu. Sicherlich fiel dem einen oder anderen von uns auf, daß zahlreiche landwirtschaftliche Betriebe und Produktionsgenossenschaften moderne Melkmaschinen oder sogar schon Melkstandanlagen besitzen. Erlauben wir uns, um ihren Nutzen festzustellen, eine kleine „trockene" Rechnung:

Ein einziger Liter kostet die Melkerin rund 100 Handbewegungen. Eine Kuh gibt am Tage etwa 10 bis 12 Liter Milch. Nehmen wir an, daß jede Melkerin etwa 8 bis 10 Kühe betreuen muß, dann hat sie am Tage mehr als 14 000 einförmige ermüdende Handbewegungen zu leisten. Unsere Melkapparate schaffen das aber zwei- bis dreimal schneller, so daß eine Melkerin bei bedeutender Arbeitserleichterung 20 bis 30 Tiere am Tage betreuen kann.

Eine trockene Rechnung? „... leeres Stroh?"

Überprüfen wir doch noch einmal unser Verhältnis zu den Zahlen. Und wenn wir sie in Maßen gebrauchen, dann sollten wir uns — wie bei jeder Agitation — der Mahnung Kalinins erinnern: Benutzt euren Geist und nicht nur die Zunge!

W. Seiffert

Parteiorganisationen – helft unseren Unterrichtsgruppenleitern

Von Hauptmann Hochmuth

In den vergangenen Monaten zeigte sich, daß das Unterrichtsgespräch die geeignetste Form ist, um den Soldaten und Unteroffizieren die Politik unserer Partei und Regierung sowie ihre militärischen Aufgaben verständlich zu machen und in ihnen das sozialistische Bewußtsein und hohe moralische Eigenschaften zu entwickeln. In vielen Unterrichtsgruppen wurde das Gespräch richtig geführt und geleitet. Dort nahmen vor allem die Parteiorganisationen entsprechend der Instruktion des Zentralkomitees unserer Partei aktiven Einfluß auf den Inhalt und die Verbesserung des Unterrichts. Es entwickelte sich ein lebhafter Meinungsstreit.

Falsche Auffassungen wurden im Für und Wider geklärt, so daß zahlreiche Genossen die verschiedensten Erscheinungen unseres gesellschaftlichen Lebens heute besser verstehen.

Es bestätigte sich aber auch die altbekannte Wahrheit, daß die Änderung der Unterrichtsform an sich nicht das Entscheidende ist, wenn wir nicht gleichzeitig den Inhalt verbessern, ihn enger mit dem Leben verbinden sowie unser ideologisches und methodisches Niveau erhöhen. Das wurde jedoch von vielen Propagandisten, Unterrichtsleitern und auch Parteileitungen vergessen oder verkannt. Deshalb müssen wir trotz der in etlichen Einheiten sichtbaren Erfolge feststellen, daß in einer großen Anzahl von Unterrichtsgruppen noch kein wirklicher Umschwung erzielt wurde.

Warum wir nur schleppend vorankommen

Die erste Ursache sehe ich darin, daß noch nicht alle Unterrichtsgruppenleiter den Sinn und Zweck des Unterrichtsgesprächs begriffen haben. Sie halten das Führen eines Gesprächs für eine leichte Sache, bereiten sich nicht gründlich darauf vor und messen seinen Wert daran, ob viel und über alles Mögliche diskutiert wurde. Hier muß schnell geholfen werden.

Da es sich darum handelt, daß die Genossen den Zweck unserer ideologischen Arbeit nicht erkennen, obliegt vor allem den Parteiorganisationen, aber auch den Propagandisten eine große Aufgabe, die sofort zu lösen ist.

In Aussprachen muß jedem Unterrichtsgruppenleiter begreiflich gemacht werden, daß das Gespräch von ihm hohes Können erfordert. Im Unterschied zur Besprechung, in der bestimmte klare und umfassende Antworten verlangt werden, muß er jetzt die Frage so stellen, daß die Teilnehmer angeregt werden, wirklich ihre eigene Meinung zu äußern. Von seinem Geschick hängt es ab, die Diskussion so zu lenken, daß alles schulmäßige Lernen überwunden wird und die Genossen im Ergebnis der Unterhaltung zu einem gründlich durchdachten Urteil gelangen. Erst dann, wenn jeder Soldat persönlich davon überzeugt ist, daß die Grundfragen unserer Politik richtig sind, ist die erste grundlegende Bedingung dafür gegeben, ihre politisch-moralische Haltung und Disziplin zu verbessern. Darin besteht aber der Hauptzweck unserer ideologischen Arbeit im Unterrichtsgespräch. Wir wollen unsere Genossen Soldaten und Unteroffiziere aufrütteln und zu vorbildlichen Taten mobilisieren, die unsere Einsatzbereitschaft stärken.

Die Tätigkeit der Unterrichtsgruppenleiter ist also vor allem Erziehung. Das erfordert, daß sie alle politischen Fragen eng mit dem täglichen Leben, mit den persönlichen Erfahrungen der Soldaten verbinden.

Vielen von ihnen bereitet das ernsthafte Mühe. Daraus ergibt sich meiner Ansicht nach eine weitere Ursache für das bisherige Ausbleiben größerer Erfolge.
Die Unterrichtsgruppenleiter können sich nur schwer von der bisherigen Methode der Erzählung und Besprechung lösen. Die Mehrzahl von ihnen führt bereits ein, zwei oder noch mehr Jahre Unterricht durch. Ihnen wurde eingeprägt, wie eine Erzählung zu halten und eine Besprechung zu führen ist. Oft bekamen sie dogmatisch genau vorgeschrieben, was sie lehren sollten. Das war ihrem selbständigen Denken abträglich. Um so schwerer ist es heute für sie, eine Diskussion zu leiten und im Streit der Meinungen zu bestehen.
Die Folge ist, daß sie oft wieder in das einseitige Erzählen oder Abfragen verfallen. Natürlich ist das in den seltensten Fällen auf mangelnden Willen zurückzuführen. Viel öfter fehlen die eigene Klarheit über die Probleme und methodische Kenntnisse.
Wer soll helfen? Neben dem Propagandisten in erster Linie die Parteiorganisation bzw. Parteileitung. Haben sie bisher nur den Stand des Politunterrichts analysiert, so sollten sie jetzt dazu übergehen, in Mitgliederversammlungen bzw. Beratungen über Inhalt und Unterrichtsmethode zu sprechen.
Die ideologische Auseinandersetzung aller Parteimitglieder über Ziel und Inhalt der kommenden Themen wird den Leitern der Unterrichtsgruppen nützliche Anregungen geben und helfen, das Gespräch eng mit den Erfordernissen der Einheit zu verbinden. Zugleich sollen auch all die Genossen sprechen, die in einer Vielzahl von politischen Gesprächen, besonders in der Zeit der Vorbereitung der Volkswahl, wertvolle methodische Erfahrungen sammelten. Dadurch erreichen wir, daß die Unterrichtsgruppenleiter neben den Vorbereitungsseminaren die nützliche und kollektive Anleitung der gesamten Partei erhalten. Andererseits werden zugleich aber auch die übrigen Parteimitglieder mit einer klaren Meinung in den Unterricht gehen, das Gespräch beleben und an der Erziehung ihrer Gruppe teilnehmen.

Gut vorbereitet sein

Selbstverständlich müssen sich die Genossen Unterrichtsgruppenleiter vor allem auch persönlich darum bemühen, die Methode des Gesprächs zu meistern. Das können sie am besten, wenn sie sich verantwortungsbewußter und intensiver vorbereiten. Davon hängen in großem Maße der Erfolg und der erzieherische Wert des Gesprächs ab.
Ich möchte nicht auf alle Einzelheiten der Vorbereitung eingehen. Vielmehr will ich nur einzelne spezielle Probleme herausgreifen, die gegenwärtig ungenügend beachtet werden. Es geht nicht an, daß sich Unterrichtsgruppenleiter nur fünf bis sechs Fragen auf ein Blatt Papier schreiben und glauben, damit das Gespräch leiten zu können. Nachdem der Unterrichtsgruppenleiter die Literatur studiert und sich das Ziel des Themas klargemacht hat, ist es notwendig, daß er bereits den Ablauf des Gesprächs nach seinen Schwerpunkten gründlich durchdenkt. Er knüpft dabei an das an, was die Soldaten bereits wissen bzw. in den vorausgegangenen Unterhaltungen behandelt wurde. Danach wählt er zwei bis drei Probleme aus. Sie müssen das beinhalten, was in der von den Soldaten zu lesenden Literatur behandelt wird. Durchdenkt er den Gesprächsablauf, so hat er darauf zu achten, daß er immer das Ziel des Unterrichts im Auge behält. Er überlegt sich genau, wie er das Gespräch beginnt, mit einer Frage, einem Beispiel, dem Vorlesen eines Abschnittes aus einem Buch usw.
Zugleich soll er sich auch darüber klar werden, mit welchen Soldaten er besonders sprechen will und vermittels welcher Argumente und Beispiele er sie am besten erziehen und überzeugen kann.
Alle diese Gedanken schreibt er sich auf, sie bilden den Kern seines Konspektes.
Ich möchte aus dem Plan des Unterrichts keinen Fetisch machen, aber ich beobachtete in vielen Einheiten, daß man ihm viel zuwenig Aufmerksamkeit schenkt. Dieser Plan ist aber ein Spiegelbild der Vorbereitung, und es bewahrheitet sich immer wieder: Derjenige Unterrichtsgruppenleiter, der sich beim Ausarbeiten seines Konspekts ernsthafte Gedanken macht und sich viel Mühe gibt, wird das Gespräch leichter und besser, vor allem aber zielgerichteter führen können.
Der Leiter der Unterrichtsgruppe muß sich aber nicht nur über das Ziel des Gesprächs insgesamt im klaren sein, sondern die Unterhaltung über jedes Problem im einzelnen soll einen wohldurchdachten bildenden und erzieherischen Zweck haben.
Wenn das berücksichtigt wird, fällt es leichter, die zweckmäßigsten Fragen zu formulieren. Er erkennt, daß beispielsweise die Frage: „Was geschieht, wenn ein Soldat die Disziplin verletzt?“ zu einem fruchtlosen Gerede führt. Fragt er aber: „Warum hat die Verletzung der Disziplin durch Soldat Kramer der Gefechtsbereitschaft unseres Zuges geschadet und wie können wir in Zukunft solche Dinge verhindern?“ so werden die Soldaten zum Nachdenken angeregt und eine erzieherisch wertvolle Diskussion ausgelöst.
Jeder Unterrichtsgruppenleiter soll sich auch schon vorher überlegen, welche Fragen die Soldaten stellen könnten und auf die er antworten müßte. Das kann er jedoch nur, wenn er ihre Meinungen und Gedanken kennt, oft mit ihnen spricht, über ihre Schwierigkeiten und Erfolge in der Ausbildung Bescheid weiß und sich für ihre Entwicklung verantwortlich fühlt.
Unterstützt ihn dabei die Parteiorganisation durch ständige Hinweise, besitzt er enge Verbindung zu den Parteimitgliedern und Kandidaten seines Zuges und spricht er mit ihnen über solche Fragen, dann wird er diese wichtige Seite der Vorbereitungsarbeit meistern und bereits hier den Grundstein für ein erfolgreiches Unterrichtsgespräch legen.

Schlosser Matrose Sozialist

Entscheidende Etappe meines Lebens

Von Peter Kast

Ein Offiziersschüler unserer Volksarmee brachte mich kürzlich in der Diskussion zu meinem Vortrag mit der Frage in Verlegenheit, wie, wann und unter welchen Umständen ich Sozialist geworden bin. Millionen junger Menschen stehen heute vor der Aufgabe, den von uns erträumten und erkämpften Sozialismus als Gegenwartsforderung zu lösen. Dabei helfen ihnen die Partei der Arbeiterklasse und unser Staat der Arbeiter und Bauern. Wieviel schwieriger der innere Reifeprozeß früher war, will ich an meinem Beispiel literarisch nacherzählen.

*

Wie stand es im Herbst 1912 um den achtzehnjährigen Schlossergesellen Peter Kast?
Kurz gesagt, nicht besser und nicht schlechter als mit tausend anderen meiner Generation im kaiserlich-kapitalistischen Deutschland. Die agitatorische oder gar theoretische Aufklärung älterer Arbeitskollegen über den Sozialismus ging mir in einem Ohr rein, zum anderen raus, drang nicht zu meinem Verstande vor. Namen wie Marx und Engels bedeuteten mir nichts. Allenfalls horchte ich auf, wenn von Bebel die Rede war. Sein Kampf kümmerte mich wenig. Es genügte mir, daß er lebte und auch für mich kämpfte.
Außer dem „Wahren Jakob“, dem Witzblatt der alten Sozialdemokratischen Partei, las ich keine Zeitung. Auch nicht mein Verbandsblättchen. „Der Metallarbeiter“ war mir zu trocken, gab meiner in die Ferne schweifenden Phantasie nicht genügend Nahrung. Dafür entdeckte ich in der von Clara Zetkin geleiteten illustrierten „Neuen Welt“ den Reiz der Spannung des Romans in Fortsetzungen. Seit meiner Schulentlassung durch den zehnstündigen Arbeitstag und Sport dem Buch entfremdet, wurde ich dank dieser Spannung wieder zum Lesen angehalten. Bald fand ich Geschmack an den realistischen Werken von Zola, Balzac, Maupassant, Jack London, Gorki, Nexö, Keller, Fontane und Raabe. Mit ihrer Hilfe überwand ich die bisher konsumierte Schund- und

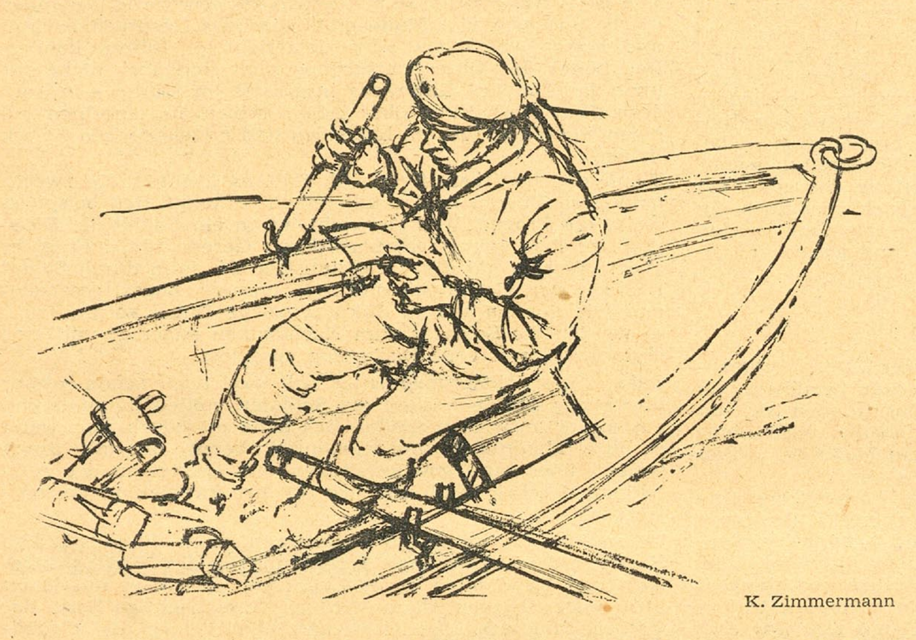
Kitschliteratur und wurde Leser der Gewerkschaftsbibliothek.
Aus dieser ersten — mehr noch zeitkritischen als sozialistischen — Reifeperiode riß mich das Bezirkskommando. Für die Infanterie bestimmt, meldete ich mich zur Kriegsmarine. Dort hoffte ich im technischen Dienst dem schärfsten preußischen Drill zu entgehen.

*

Wie diese listige Überlegung verrät, war ich weit entfernt davon, eine freiwillige Meldung zum kapitalistisch-imperialistischen Militär als unproletarisches Verhalten zu werten. Zudem zeigte sich, daß ich mich mit meiner List verrechnet hatte. Denke ich an unsere infanteristische Ausbildung bei der „KM", bei der kaiserlichen Marine, zurück, werden mir die Knie weich. Als Alpdrücken erscheint mir jetzt noch der unsere Landausbildung leitende Feldwebel, ein von

Sicherlich wäre in dieser Knochenmühle mein eben gewecktes, zeitkritisches Denkvermögen — wie bei so vielen Kameraden — wieder zermalmt worden. Daß es nicht geschah, verdanke ich der rechtzeitigen Bekanntschaft mit der guten, der realistischen Literatur. Meine Liebe, meine Sehnsucht zum Buch überstand allen geistmordenden Drill, hielt meine Verstandeskräfte in Training.

Somit hat an meiner Entwicklung die alte Sozialdemokratische Partei nur indirekt beigetragen. Sie war mir als proletarische Klassenpartei der ersten Vorkriegszeit alles andere als geistige oder politische Führerin. Was ich von ihr über das Ziel vernahm, war ein nebelhafter St.-Nimmerleinstag-Sozialismus, der mich ebensowenig wie die Verheißung vom Paradies im Konfirmationsunterricht begeistern konnte.


K. Zimmermann

der Armee zu uns kommandierter Soldatenschinder. Die Hände in die Hüften gestemmt, sehe ich ihn vor mir stehen, höre ich über vier Jahrzehnte hinweg seine gebrüllte Frage:
„Mein Name, du Sauhund?"
Worauf ich vorschriftsmäßig zurückzubrüllen hatte:
„Herr Feldwebel Grün, Herr Feldwebel!"
„Und was bin ich, du Lauser?"
„Schrecken der Nordsee, Herr Feldwebel!"
Ich weiß nicht mehr, wie oft uns dieser Sadist den Kasernenhof in Wilhelmshaven im Auf und Nieder ausmessen hieß. Mir ist auch nicht bekannt, ob unser Schinder es war, der zum erstenmal Rekruten befahl, mit der Zahnbürste die Mannschaftsstube zu schrubben. Aber in Erinnerung haften geblieben ist mir, daß ihm die in allen Offizierskasinos wiehernd belachte Kasernenhofblüte zugesprochen wurde:
„Euch Hengste werd' ich die Eier schleifen, bis euch das Wasser in der Blase kocht!"
Das war die Sprache, die Methode unserer Schleifer, um in uns Arbeiterjungen jeden Eigenwillen zu brechen. Zum Kadavergehorsam gegenüber der herrschenden Klasse gedrillt, sollten wir empfindungslos „selbst auf Vater und Mutter schießen, wenn ICH, Wilhelm II., Kaiser und König von Gottes Gnaden, es euch befehle".

*

Von der Partei, vom Volk isoliert, waren wir aktiv dienenden Matrosen bis zum Ausbruch des ersten Weltkrieges politisch uns selbst überlassen. Da wir an Bord auf engem Raum mit den Offizieren lebten, rieb und erhitzte sich an deren aufreizendem Standesdünkel und deren Privilegien unser Klassenhaß in seiner primitivsten Form.
Zeitweise begünstigt durch meinen unkontrollierbaren Dienst als Artilleriemechaniker im Schaltraum eines Geschützturmes auf dem Linienschiff „Rheinland", entwickelte ich mich zur Leseratte. Dennoch unterschied ich mich wenig von meinen Kameraden, die mein Lesen bespöttelten und lieber Dauerskat droschen oder auf sonstige angeblich „männliche" Art ihre Freizeit totschlugen.

*

Auf einen Hilfskreuzer kommandiert, der als Kaperschiff die Blockade durchbrechen sollte, gewann ich Monate unerhörten Erlebens. Inmitten der seemännischen Elite unseres Volkes schrumpfte Deutschland, das mir bisher Mittelpunkt der Erde bedeutete, als ein Teil der vertrauter gewordenen Welt zusammen.
In meiner Artilleriewerkstatt im Achterdeck erfuhr ich beim nächtelangen Erzählen der Berufsseeleute auf wunderbar unterhaltende Weise, daß in dieser mir nähergebrachten Welt nicht nur Feinde lebten, sondern auch Freunde und Leidensgenossen. Ich lernte, daß mir der Sailor John Bushel vom englischen Linienschiff „Inflexible" oder der Matelot Pierre Escatier vom französischen Torpedobootzerstörer „Tapageuse" klassenmäßig näherstanden als unsere feudalbürgerlichen Offiziere. Kurz, in dieser Atmosphäre des urwüchsigen, d. h. erlebten proletarischen Internationalismus entstand in verschwommenster Form — „Seid umschlungen, Millionen" — mein Internationalismus, der zum bewegenden Denkimpuls meines Lebens werden sollte.
Im Licht der Erkenntnis unserer Tage gesehen, mangelte diesem Internationalismus noch das Wichtigste, die revolutionäre Einstellung des Bewußtseins auf den Sozialismus als erkämpfbares Ziel, als historisch fällige Gegenwartsaufgabe meiner Generation.
Meine Vorstellung vom Sozialismus war in dieser Periode immer noch eine vormarxistisch-utopische Träumerei, vergleichbar mit der christlichen Hoffnung auf den „Jüngsten Tag".
In jenen fernen Tagen entdeckte ich unsere Klassiker, die man mir in der kaiserlichen Volksschule durch Auswendiglernen verekelt hatte. Gleichzeitig begann ich mich für Werke philosophischen Inhalts zu erwärmen, besonders angeregt durch die aphoristische d. h. sinnspruchartige Form Nietzsches. („Also sprach Zarathustra.")
Meine geistige Aufnahmefähigkeit für Philosophie war aber damals zu schwach entwickelt. Weder Nietzsche noch anarchistische Literaten wie Krapotkin konnten daher nachhaltigen Einfluß auf mich ausüben. Immerhin bewirkten diese Meister der Verwirrung mit ihren abstrakt-idealistischen Patentlösungen für alle politischen und gesellschaftlichen Probleme, daß ich dicht vor der Schwelle des proletarischen Klassenbewußtseins verharrte, um mich als „schöne Einzelseele" im Allgemeinmenschlichen zu verlieren. Ich ergötzte mich mitten im Grauen des Krieges an lyrischen Schöngeistern wie Rilke und George und kam mir in heimlichem Hochmut gegenüber den nichtlesenden Kameraden erhaben vor.

*

In dieses Elfenbeintürmchen oder Wolkenkuckucksheim schlug wie ein Blitz die Besinnung.
Eines Tages mußte ich im Beiboot unsere in der Werft überholten Handwaffen an Bord zurückholen. Unterwegs entdeckte ich in den Ledertaschen der Armeepistolen Antikriegsflugblätter des „Spartakusbundes".
Mir ist, als wäre es gestern gewesen. Da saß ich mit eingezogenen Rudern im treibenden Boot und las in leidenschaftlichen und doch klaren Sätzen, was in mir selber dumpf gegen den Krieg rebellierte.
In dieser Viertelstunde klärte sich wie in einem chemischen Prozeß die Erkenntnis, daß hinter meinen sichtbaren Feinden, den Offizieren, unsichtbar die eigentlichen Feinde und Kriegsschuldigen, die feudal-kapitalistische Klasse des Kaiserreiches stand.
Tief aufgewühlt ruderte ich an Bord zurück. Noch ahnungslos in illegalen Dingen ließ ich als verantwortlicher Waffenpfleger die Flugblätter in den Pistolentaschen stecken. Ich beobachtete mit Spannung, wie sie heimlich gelesen wurden und war enttäuscht, daß keiner mit mir über den Inhalt sprach. Andererseits brachte zu meinem Glück nie-

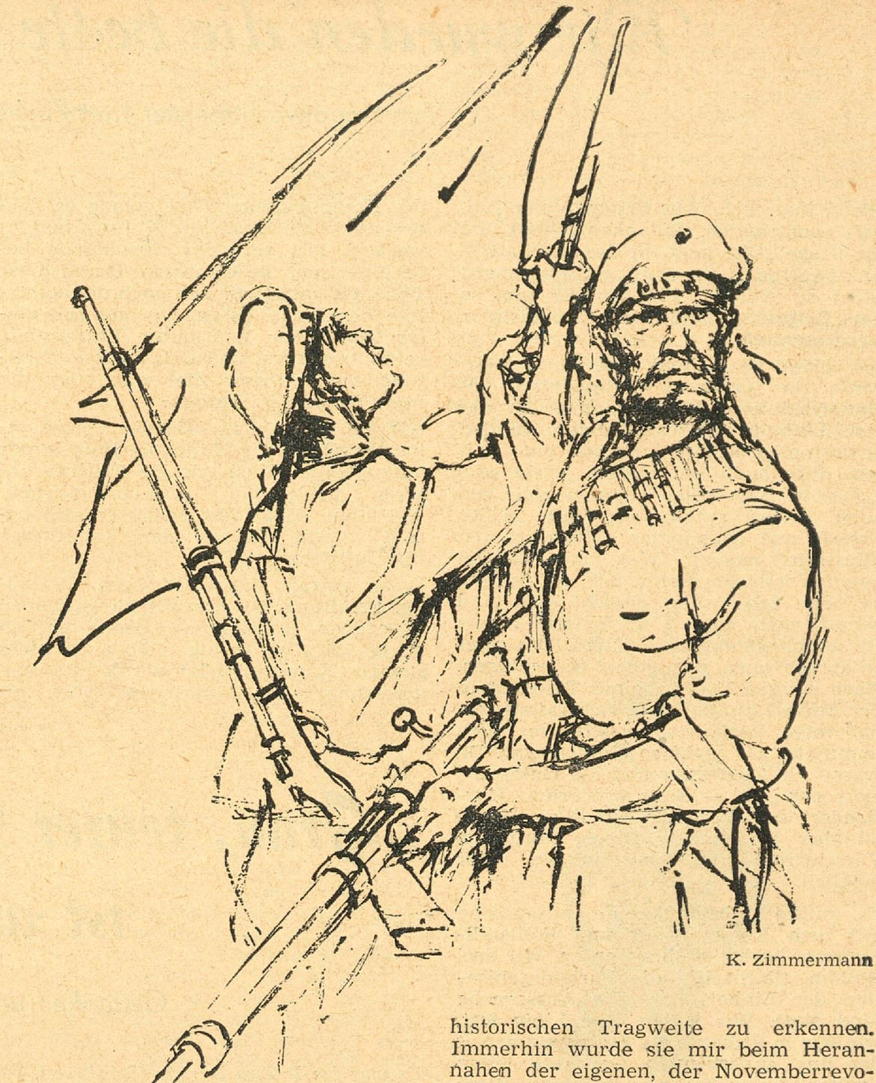
mand die „Hetzblätter“ nach achtern, um sich einen zusätzlichen Heimaturlaub zu erschleichen.
Wochenlang fühlte ich mich inmitten der Kameraden wie ein Einäugiger unter Blinden. Und weil selbst unsere teilweise gewerkschaftlich organisierten Heizer-Reservisten gegen den Krieg nur gefühlsmäßig zu raunzen verstanden, schlängelte ich mich an einen der hilfsdienstverpflichteten Arbeiter im Artillerie-Depot der Wilhelmshavener Werft heran. Ein unbestimmtes Gefühl, vielleicht geweckt durch eine treffende Bemerkung, mußte mir verraten haben, daß dieser Arbeiter vom Geheimnis des Entstehens der modernen Kriege mehr wußte als die anderen.
Erst Jahre später, nachdem ich mit dem marxistisch hochgebildeten Paul Köhler aus Bremen im Spartakusbund näher bekannt geworden war, gab er schmunzelnd zu, auch meine Pistolentaschen mit Antikriegsmunition vollgestopft zu haben.
Die Verbindung mit „Paulchen“ riß leider zu früh wieder ab. Ich kam nach Flandern auf eine im Entstehen begriffene Marine-Landfliegerstation, wo ich einen Rückfall im Suchen nach dem privaten Ausweg erlitt.

*

Widersinnige Dinge geschehen im Kriege! Anstatt alle Energien einzusetzen, um ihn zu beenden, vergeudet oder verplempert sie der unbewußt lebende, noch nicht zum Kampf entschlossene Mensch — wenn er kann — um sich darin häuslich einzurichten. So sah ich U-Bootmatrosen, die winzige Segelschiffe in Flaschen bastelten. Ich sprach einen Segelmacher auf einem Zeppelin-Luftschiff, der mit dem Bild seines Luftkahns seidene Taschentücher bestickte. In der Artilleriestellung an der Nordseeküste lernte ich einen Blumenzüchter kennen. Und ich selber produzierte beim Donnergrollen der flandrischen Front Briefbeschwerer, Feuerzeuge und anderen Krimskrams. Eine selbstkonstruierte Benzinlampe brachte mich dem belgischen Besitzer der Weide näher, die wir als Startfeld glattgewalzt hatten. Unsere Bekanntschaft wurde in der Schwärmerei meines frischen Internationalismus zur Freundschaft, die mich zum Handeln zwang.
Es ging um einen Birnbaum, der nach Meinung des Stationskommandanten beim Starten und Landen störe. Er befahl, den Baum in voller Blütenpracht umzulegen.
Bis ihm diese — nach Zeugnis der Flieger völlig sinnlose — Zerstörung gelang, mußte er einige Hindernisse überwinden. Und als endlich der direkte Befehl gegeben war, stellten die unfreiwilligen Holzfäller fest, daß die Äxte weich wie Butter gemacht worden waren.
Der Verdacht, den Stahl ausgeglüht zu haben, fiel auf mich. Ich kam als unzuverlässig nach Wilhelmshaven zurück und wurde vors Kriegsgericht gestellt. Der Ankläger wollte mich anderthalb Jahre einsperren. Die Richter waren nicht sicher, in mir den Täter zu haben und schickten mich wegen nebensächlicher Vergehen für drei Monate ins Gefängnis.

*

Das geschah im Frühjahr 1918. Mein Zellennachbar in der Kasematte des alten Forts war einer der verurteilten Rebellen vom Matrosenaufstand 1916, den ich nur von fern auf dem Blockadebrecher erlebt hatte. Und Friedel Timm



K. Zimmermann

war es, der meine Gedanken auf die einige Monate alte Oktoberrevolution in Rußland lenkte. Von ihm vernahm ich den Namen L e n i n.
Seltsam, auf welch verschlungenen Wegen sich zu allen Zeiten die revolutionäre Idee verbreitet! Draußen in der „Freiheit“ war mir die Kunde von den „zehn Petersburger Tagen, die die Welt erschütterten“, nur wie von weither gedrungen. Friedel Timm in der hermetisch abgeschlossenen Kasematte hingegen sprach oder genauer, flüsterte auf unseren morgendlichen Rundgängen im Hof mit konspirativer Eindringlichkeit von den russischen Arbeiter- und Soldatenräten, die den Krieg beendet hätten, um mit der Diktatur des Proletariats den Sozialismus aufzubauen.
Eine begeisternde Mitteilung! Der Plan jener Russen, die man aus mir unbekannten Gründen „Bolschewiken“ nannte, entflammte aber nicht nur mein Gefühl. Sie rissen mich endgültig aus meinen Träumereien vom pazifistisch-sozialdemokratischen Wahlvereins-Sozialismus. Ich begriff ziemlich klar, daß der Sozialismus auch in Deutschland die fällige, ja drängende Gegenwartsaufgabe meiner Generation geworden sei.
Zwar war ich weit entfernt davon, die Oktoberrevolution schon in ihrer ganzen historischen Tragweite zu erkennen. Immerhin wurde sie mir beim Herannahen der eigenen, der Novemberrevolution, zum geschichtlichen Beispiel. Als wir dann selber die roten Fahnen auf unseren Schiffen hißten, bedeutete mir Lenins Losung: „Alle Macht den Arbeiter- und Soldatenräten“ mehr als ein Schlagwort. Sie wurde mir Leitgedanke im Emdener Arbeiter- und Soldatenrat, dem ich als jüngster Delegierter angehörte.

*

Der Schluß ist rasch erzählt. Ich arbeitete auf Werften in Emden und Bremen, half mit, die KPD als neue proletarische Klassenpartei aufzubauen. Im Kampf um den Sozialismus in Deutschland festigte sich mein Klassenbewußtsein, das — um Gorki zu zitieren — „zum unerschütterlichen revolutionären Gefühl wurde, zu einem Trieb wie Hunger und Liebe“. Ich studierte mit Hilfe der Partei den Marxismus-Leninismus, eroberte mir einige Kenntnisse von der Weltliteratur. Ich wurde Reporter, Redakteur, Schriftsteller.
Aber das ist schon, wie die Engländer sagen, eine „another story“, eine andere Geschichte. Es ist die Geschichte von vielen, die in der Weimarer Zeit, in den tausend Jahren des Faschismus, im spanischen Freiheitskampf als Interbrigadisten und — Ende gut, alles gut — im ersten deutschen Arbeiter-und-Bauern-Staat die Wissenschaft des Sozialismus immer besser beherrschen lernten und sie gleichzeitig anderen Klassengenossen lehrten. Eine Geschichte, die übrigens auch noch geschrieben werden will.

Wir wurden die beste Batterie

Von Hauptwachtmeister Kurt Fischer

Wenn man sich über Erfolge einer Einheit nachträglich Gedanken macht und die Frage „Wie habt ihr das geschafft?" beantworten soll, dann ist das meist nicht so einfach. Einiges, für uns so ganz Selbstverständliches gerät leicht in Vergessenheit.

Ich erhielt den Befehl, eine Sonderkompanie in unserem Truppenteil als Hauptfeldwebel zu übernehmen. Es war eine Einheit wie viele andere in den bewaffneten Kräften. Es gab gute Seiten, aber auch Schwächen. Viele gutgemeinte Ratschläge wurden mir von allen Seiten zuteil, und mit großer Freude trat ich meinen Dienst an. Ich pflasterte meinen Weg mit allerlei guten Vorsätzen, nahm mir vor, streng zu sein. Ich wollte gerecht sein und genau nach den Vorschriften meine Dienstobliegenheiten erfüllen. Das alles entsprach auch den guten Ratschlägen. Nach einigen Tagen meiner Tätigkeit in der Einheit mußte ich jedoch feststellen, daß mein Vorhaben, so schön es auch anmutete, gar nicht so einfach war. Da waren die Zugführer und die Unteroffiziere per „du" — diese wiederum „Duz-Brüder" der Soldaten. Auf dieser Basis ist aber ein exakter Dienst nach den Vorschriften und Anordnungen nicht möglich.

Es mußte unbedingt eine Aussprache mit dem Kommandeur und Politstellvertreter herbeigeführt werden. Wir drei stellten gleichzeitig die Parteiorganisation der Einheit dar. Die Aussprache fand statt. Wir legten eine Linie fest, wie wir in Zukunft die Erziehungsarbeit der uns anvertrauten Genossen leiten wollten. Unser Ziel war der verbesserte Ausbildungsstand der Einheit. In die gleiche Zeit fiel die Gründung der Parteiorganisation, und ich wurde Parteiorganisator. Was wir bereits dienstlich festgelegt hatten, wurde jetzt Arbeitsgrundlage der Parteiarbeit. Ich war aber unbefriedigt. Die Parteiorganisation war noch nicht die führende Kraft.

Im Frühjahr erfolgten die Entlassungen. Wir hatten zwar bis dahin keine besonderen Vorkommnisse, aber auch keine Erfolge in der Ausbildung zu verzeichnen. Jetzt bekamen wir junge Genossen in die Einheit, dazu andere Zugführer. Unter den jungen Genossen befanden sich drei Kandidaten der Partei. Von diesem Zeitpunkt an ging es aufwärts. Die Parteiorganisation hatte die Möglichkeit, unmittelbar ihren Einfluß auf die Ausbildung auszuüben. Wir legten in erster Linie Wert auf strenge Forderungen verbunden mit stetiger Aufklärungs- und Erziehungsarbeit und erkannten bald, daß die politische Arbeit nur Erfolge bringt, wenn sie mit der militärischen unmittelbar verbunden wird, wenn Vertrauen zwischen Vorgesetzten und Untergebenen vorhanden ist. In unermüdlicher Kleinarbeit wurde durch alle Mitglieder und Kandidaten nach eingehenden Beratungen die Meinung der Partei zu Fragen der Politik und des Dienstes an alle Genossen in der Einheit herangetragen. Der erste Erfolg war, daß sich bei uns die Jugendarbeit besserte. Die Freie Deutsche Jugend wurde zu einer festen Stütze des Kommandeurs. Hier gelang es, insbesondere die Liebe zur Kulturarbeit zu wecken. Mit geringen Ausnahmen beteiligten sich die Genossen. Durch diese Tätigkeit entfaltete sich auch die kollektive Erziehung. Es gab bei uns seit dieser Zeit keine unerlaubte Entfernung, keine Ausgangs- und Urlaubsüberschreitung mehr. Unser Ziel war aber, die beste Einheit zu werden.

Als am 18. Januar 1956 die Volkskammer beschloß, die Nationale Volksarmee aufzubauen, sahen wir die Früchte unserer politischen Aufklärungsarbeit. Alle ohne Ausnahme erklärten sich bereit, in die Reihen der Volksarmee überzutreten.

Dazu wurden Verpflichtungen zur vollen Erfüllung der Kampfschießaufgaben abgegeben. Die Genossen bereiteten sich eifrig vor. Der Erfolg blieb auch nicht aus. Das Kampfschießen wurde mit „ausgezeichnet", das Infanterieschießen mit „gut" erfüllt. Auf dem Schießplatz konnten fünf Genossen für ausgezeichnete Leistungen sofort zum nächsten Dienstgrad befördert werden.

In der politischen Ausbildung erreichte die Einheit ebenfalls die Note „ausgezeichnet". Bei der Übernahme stand die Batterie geschlossen zur Ablegung des feierlichen Schwurs angetreten. Zur Frühjahrsentlassung 1957 konnte unsere Batterie melden, daß sich 98 Prozent der Angehörigen der Batterie auf ein Jahr weiterverpflichteten.

Unsere Parteiorganisation ist in der ganzen Zeit ständig gewachsen. Sie umfaßt jetzt zehn Mitglieder und zwei Kandidaten. Sie und die FDJ arbeiten eng mit dem Kommandeur zusammen, sind der Kern der Batterie. Die Einheit Fischer wird auch in Zukunft den Wanderpreis der besten Einheit verteidigen und ausgezeichnete Leistungen für den Schutz unserer Republik vollbringen.

„Grau, teurer Freund, ist alle Theorie . . ."

Gedanken und Überlegungen

Es war im D-Zug Berlin—Stralsund. Im Abteil saß ein junger Offiziersschüler. Ein Gespräch über das, was er von der Zukunft erhofft, entspann sich. Offen sagte der Genosse:

„Jetzt bin ich bald mit der Schule fertig. Da werde ich endlich mal anfangen, das Leben zu genießen ... Eine schicke Uniform haben ... Mehr Geld verdienen ... Auf jeden Fall will ich in einer Großstadt Dienst tun ..."

Dieses Gespräch, aus dem wir hier nur einige Gedanken wiedergeben, regte uns zum Nachdenken an. Wir wandten uns deshalb an Genossen Fregattenkapitän Quade, einen erfahrenen Erzieher, und baten ihn um seine Meinung über die Probleme, die sich aus den Ansichten des Genossen Offiziersschülers zwangsläufig ergeben. Wir stimmen mit der Meinung des Genossen Quade allerdings nicht in allen Punkten völlig überein.

*

Zunächst muß man hervorheben, daß die Mehrheit der Offiziersschüler bedingungslos die Politik von Partei und Regierung bejaht, sich mit der Arbeiter-und-Bauern-Macht verbunden fühlt. Allein die hundertprozentige Stimmabgabe für die Kandidaten der Nationalen Front in unserer Schule ist dafür ein sichtbarer Beweis. Mit Recht sind wir alle auf diese Erfolge stolz.

Aber bei dem Versuch, die Ergebnisse der klassenmäßigen Erziehung unserer Offiziersschüler einzuschätzen, entdeckten wir eine Reihe von Erscheinungen, Stimmungen und Meinungen, die bestätigen, wie formal doch vielfach in der Vergangenheit unsere politische Erziehungsarbeit organisiert wurde. Formal sind die Lehrprogramme für die marxistisch-leninistische Schulung der Offiziersschüler eingehalten worden, aber im Verhalten der Genossen zu ihrem Dienst in der Armee ist nicht alles in Ordnung.

Vom Wirrwarr in einigen Köpfen

In wichtigen politischen Fragen fehlt unseren Genossen zum Teil die Fähigkeit, richtige Schlußfolgerungen zu ziehen. So zum Beispiel wissen sie dem Wort nach die historische Rolle der Arbeiterklasse in der Deutschen Demokratischen Republik und in Gesamtdeutschland richtig zu würdigen, ihre eigene Parteinahme für die Sache der Arbeiterklasse ist mitunter aber noch unzureichend. Besonders dann, wenn es darum geht, die persönlichen Interessen den Erfordernissen unserer Gesellschaft oder, um es einfacher zu sagen, den Erfordernissen der Ausbildung unterzuordnen. Sicher liegt es daran, daß die Mehrheit unserer Offiziersschüler das Leben der Arbeiter nur von der Schulbank her kennt, daß sie selbst in ihrem jungen Leben kaum manuelle Arbeit verrichteten, sich nicht in einen disziplinierten Arbeitsablauf eines Betriebes unterordnen mußten.

Es wäre jedoch falsch, diese Tatsache ausschließlich damit zu begründen. Wie dachten einige Offiziersschüler, als sie zu uns kamen? Manche erhofften sich vom Offiziersberuf eine gehobene gesellschaftliche Stellung, ein auskömmliches Gehalt und eine gesicherte Existenz. Dieser Wunsch wäre berechtigt, wenn er verbunden wäre mit der Überzeugung, daß ein junger Offizier eine große gesellschaftliche Verantwortung vor der Sozialistischen Einheitspartei und der deutschen Arbeiterklasse trägt, daß er sein ganzes Leben, sein tägliches Handeln den Interessen der Arbeiterklasse unterordnen muß. Dieser Wunsch wäre berechtigt, wenn er all seine junge Kraft voll dafür einsetzte, ein politisch qualifizierter Offizier zu werden, wenn er sich bewußt allen harten Forderungen des täglichen Dienstes unterordnete und sogar dafür kämpfte, noch härtere Lernbedingungen einzuführen.

Jedoch diese konsequente Schlußfolgerung, dieses Festlegen des eigenen Standpunktes, der Position, von welcher aus er als junger Genosse kämpfen will, ist bei einem Teil der Offiziersschüler mangelhaft entwickelt. Allerdings muß man feststellen, daß eine Wendung zum Guten einsetzte, deren Tempo im wesentlichen von der Erziehung abhängt. Oftmals stellen wir fest, wie unsicher unsere jungen Genossen werden, wenn sie mit bestimmten Ereignissen in Berührung kommen, die nicht mit den ihnen gelehrten Thesen völlig übereinstimmen. So zum Beispiel traten Zweifel auf, wenn unsere Offiziersschüler bei Landeinsätzen Schwierigkeiten in der Entwicklung unserer LPG sahen. Am liebsten möchten sie den „neutralen" Schiedsrichter spielen. Sie nehmen nicht den Standpunkt eines jungen Sozialisten ein.

Ich möchte auch noch auf einige weitere Erscheinungen hinweisen und betrachte dabei speziell die Seeoffiziersschule. Eine Anzahl Offiziersschüler klammert sich an die falsche Auffassung, man müsse Garantien besitzen, um auch später als staatlich anerkannter Ingenieur zu gelten, man müsse Garantien haben, daß die Ausbildung an der Offiziersschule auch die spätere berufliche Tätigkeit in der zivilen Schiffahrt gewährleistet und dergleichen mehr. Gewiß werden die verantwortlichen Genossen im Ministerium diese Fragen durch entsprechende Verhandlungen mit den Fachministerien in absehbarer Zeit zu klären haben. Übrig bleibt aber doch die Frage: Werden unsere jungen Genossen mit einer solchen Meinung ungehindert ihre ganze Kraft dafür einsetzen können, sich für den Beruf eines Offiziers vorzubereiten? Im Moment steht doch für unsere junge Arbeiter-und-Bauern-Macht nicht die spätere Versorgung der Offiziere im Vordergrund, sondern der schnelle Aufbau einer Volksarmee, die Erhöhung ihrer Gefechtsbereitschaft und Schlagkraft, um alle provokatorischen Absichten unserer Gegner zu vereiteln.

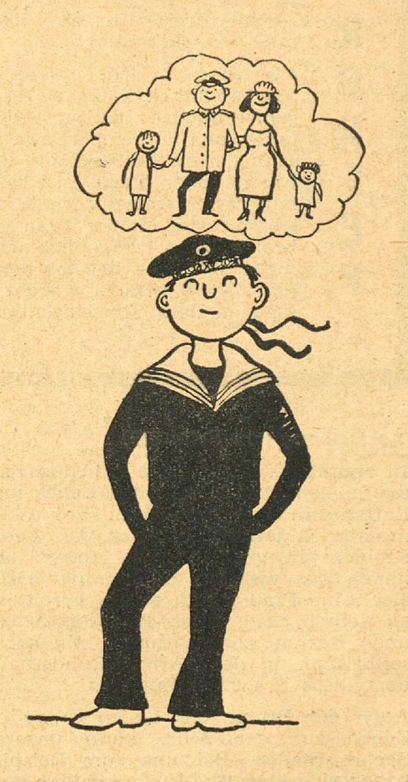
Auch in diesem Falle führte und führt die Arbeit der Partei- und Politorgane bereits dazu, daß unsere Genossen ihren unrichtigen Standpunkt erkennen und aufgeben.

Wie oberflächlich mitunter manche Schüler an den Offiziersberuf herangehen, zeigt sich auch durch andere Wünsche und Vorstellungen. So gibt es gegenwärtig bei uns Offiziersschüler, deren Wünsche und Lebensauffassungen nichts anderes ausdrücken als hemmenden Individualismus. So richtig die Hinweise des Zentralrats der FDJ sind, bei der Jugendarbeit die verschiedenen Neigungen zu berücksichtigen, so falsch wäre es doch, in der Armee allen ausgefallenen „Kunstleidenschaften" nachzugeben. Für einen jungen Offizier ist es sehr nützlich, Arbeiterkampflieder, Volkslieder, Arbeiten revolutionärer Kulturschaffender zu kennen. Es ist ebenso nützlich, ein guter Sportler zu sein. Man könnte das beliebig erweitern. All diese Dinge braucht ein junger Offizier, um seinen Untergebenen einen gewissen Ausgleich in der dienstfreien Zeit bieten zu können. Die Arbeit in der Kulturgruppe der Einheit oder als aktiver Sportler schafft deshalb die günstigsten Voraussetzungen für seine späteren Aufgaben als Offizier. Diese Erkenntnis fehlt vielfach. Oftmals besitzen auch die Partei- und FDJ-Leitungen nicht die genügende Autorität, um bei unseren Genossen die Bereitschaft für diese Arbeit zu schaffen. Deshalb gehen die Offiziersschüler (soweit sie nicht unmittelbar vor Aufstiegs- und Abschlußexamen stehen) eben mehr ihren persönlichen aber selten den kollektiven Interessen nach. Sie stellen Ausgang und Freundin über das Kollektiv.



„Sorgen junger Ehemänner"

In diesem Zusammenhang drängt es mich, etwas über die Jungehe zu schreiben. Sicherlich ist das ein sehr umstrittenes Problem. Ich bilde mir auch nicht ein, hier das richtige Rezept gefunden zu haben, bin aber der Meinung, daß wir auch in diesen Fragen bei unseren jungen Genossen schnellstens Klarheit schaffen müssen, zumal sie sich darüber vielfach sehr oberflächliche Überlegungen machen. Gewiß beweisen viele Beispiele von Jungehen, wie gerade die Offiziere durch die Ehe reifer wurden, verantwortlicher ihren Dienst durchführten und damit unserer gemeinsamen Sache halfen. Es gibt aber nicht wenige Jungehen, die demonstrieren, wie voreilig unsere Genossen Ehen schlossen. Meine Meinung ist die: Ein junger Seeoffiziersschüler muß wissen, mit welch großen persönlichen Entbehrungen die ersten Ehejahre verbunden sind. Wenn er von der Schule kommt, steht doch vor ihm die Perspektive, mindestens einige Jahre zur See zu fahren, mit seinen Matrosen gemeinsam an Bord zu leben und „Freud und Leid" mit ihnen zu teilen. Die Praxis lehrt, wie wenig die jungen Ehen solchen Belastungen standhalten. Es ist an der Zeit, hierüber unsere jungen Genossen aufzuklären. Der Armee ist doch nicht damit gedient, wenn Seeoffiziersschüler schon auf der Schule den Wunsch äußern, Lehroffiziere zu werden oder in einer Landeinheit eingesetzt zu werden, um bei der Familie zu sein.



LESERBRIEF

... und so wende ich mich an Sie, geehrte Redaktion, als Mensch und Feriengast, wenn ich so sagen darf, Ihren Beistand erbittend ...

In schöner Bescheidenheit erstand ich zwei Ferienschecks für ein Heim an der Ostsee. Wäre es schön von mir gewesen, wenn ich meine drei kleinen Kinder nebst Schwiegermutter zu Hause gelassen hätte? Nicht wahr, das tut man doch nicht! Der Heimleiter jedoch — man müßte, glaube ich, überprüfen, inwieweit der Mann seinem Posten gewachsen ist — war partout nicht damit einverstanden, selbst als ich ihm bewies, daß man in der Speisekammer, im Klubraum oder auf dem Korridor noch gut und gerne einige Betten aufstellen könnte ...

Schön — meine Schwiegermutter ist schließlich zu einem Fischer übergesiedelt, der noch ein Zimmer frei hatte. Der Heimleiter aber begann mich zu schikanieren ...

Als ich mir nachts einmal ein neues Buch aus der Bibliothek holen wollte, da war doch dieses gemeinnützige Institut verschlossen! Der Heimleiter, den ich, empört wie ich war, wecken ließ, schlug mein bescheidenes Anliegen rundweg ab! Am nächsten Tage dann wagte er es auch noch, mir verschiedene Vorhaltungen zu machen: daß ich mir von meiner Frau im Schlafzimmer Eier braten ließ — angeblich wäre das, wie er sagte, nicht üblich —, daß ich den Strand verunreinige (dabei war, wie man sieht, für meine Frau gar keine andere Sitzgelegenheit vorhanden als der Papierkorb, und ich konnte sie doch nicht wegen jeder leeren Keks- oder Zigarettenschachtel aus ihrer wohlverdienten Ruhe aufstören) und daß ich schließlich, als ich es mir am Abend im Klubraum bequem machte, ein unschönes Beispiel geliefert, weil ich mich seiner Meinung nach unmäßig betrunken hätte!

Ich frage Sie, geehrte Redaktion: Sind die paar Flaschen, die Sie auf dem Bild sehen, zuviel für einen kräftigen Menschen, der sich von den Mühen des Tages erholen will? Nun gut, ich habe gesungen als ich mein Zimmer aufsuchte, aber es war ja schließlich ein fortschrittliches Lied! Und das darf man doch, nicht wahr?

Das Schlimmste aber kam am Tag meiner Abreise. Anhänglich wie ich bin, wollte ich mir ein paar wichtige Kleinigkeiten zur Erinnerung mitnehmen: Eine Nachttischlampe, einen Aschbecher, ein paar Bücher und 'ne Rolle Klopapier ...

Ich dachte, der Heimleiter wollte explodieren. Er drohte mir letzlich sogar mit dem Staatsanwalt!

Darf er denn das?

Als Feriengast und Mensch wende ich mich an Sie, geehrte Redaktion. Bitte, sorgen Sie doch dafür, daß diese Mißstände in jenem Ferienheim bald geändert werden, denn nur dann ist mir mein seelisches Gleichgewicht, dessen ich so dringend benötige, wiedergegeben ...

(Fortsetzung von Seite 379)

In ähnlichem Maße kann man dies auf die jungen Offiziere in den Land- und Luftstreitkräften übertragen. Vor allem möchte ich darauf hinweisen, daß dieses Problem in großem Maße davon abhängt, aus welchen Kreisen der Offizier seine Frau wählt, ob sie bereit ist, an seiner Seite auch Schwierigkeiten und Härten zu ertragen. Vielleicht sollte man in der „Armee-Rundschau" über diese Fragen diskutieren.

Auch der Drang, das Leben in vollen Zügen zu „genießen", kann unserer Sache schaden. Bei uns zum Beispiel haben sich über 60 Offiziersschüler jetzt Motorräder gekauft. Das macht uns einige Sorgen. Soweit unsere Genossen bescheiden bleiben, im Mittelpunkt ihres Lebens die Ausbildung steht, hat niemand etwas gegen Motorräder und Autos. Die persönlichen Interessen, die Pflichterfüllung und die vorbildliche Lernarbeit sind gut miteinander zu verbinden. Leider trifft dies aber nicht immer zu. Nicht wenige Genossen werden von der Lernarbeit abgelenkt, ihr „Lebensideal" wird immer mehr das Motorrad und die Freundin.

Die Partei- und FDJ-Leitungen sollten diese Dinge kritischer beurteilen und den Genossen helfen, auf den richtigen Weg zurückzufinden.

Vom Nutzen der manuellen Arbeit

Unsere Genossen haben vielfach noch niemals einen Schraubenschlüssel, einen Hammer, noch nicht mal einen Besen in der Hand gehabt, wenn sie zu uns kommen. Fassen sie beim Arbeitseinsatz eine Schaufel an, so sind nach zwei Stunden an den Händen Blasen. Dürfen wir es uns erlauben, über diese Tatsache einfach hinwegzugehen? Nein!

Nach meiner Meinung wäre es richtig, wenn unsere Offiziersschüler ständig in der Woche einige Stunden manuelle Arbeit verrichteten. Dadurch werden sie besser verstehen, wie man unsere Schiffskörper pönt, wie man Reinschiff durchführt, wie man kleinere Reparaturen selbständig erledigt. Überhaupt werden sie eine bessere Vorstellung von dem Wert der manuellen Arbeit, von den großen Leistungen der Werktätigen und dem Geist, der sie beseelt, bekommen. Es unterliegt keinem Zweifel, wie sehr uns eine solche ständige manuelle Arbeit, vor allem auch gemeinsam mit den Werktätigen, helfen würde, die klassenmäßige Erziehung unserer Genossen zu verbessern.

Wir haben versucht, das Problem zu lösen. Unsere Partei- und FDJ-Organisationen organisierten Arbeitseinsätze in der Freizeit, Arbeiten zur Verschönerung des Objektes, zur Erweiterung der Lehrbasis usw. Dabei gab es gute Ergebnisse.



Illustr. Elisabeth Shaw

So hat der Qualifizierungslehrgang zum Beispiel den Bau eines Schießplatzes in Objektnähe übernommen. Wir sparen nach Fertigstellung Tausende von Ausbildungsstunden, die für den Anmarsch zu den weit entfernten Schießständen benötigt wurden. Die Offiziere einer FDJ-Organisation arbeiten an der Verbesserung unserer Hafenanlagen. Unsere Offiziersschüler bauen an ähnlichen Objekten. Besser wäre aber noch, wenn obligatorisch solche Arbeiten im Ausbildungsprozeß eingeplant wären.

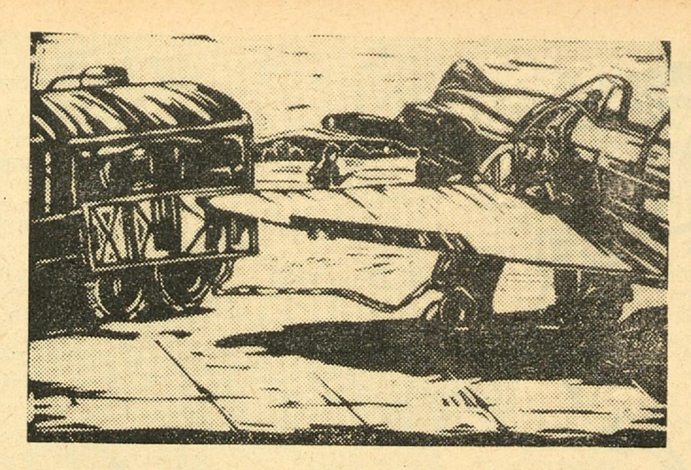
Helfen würde uns, wenn es in der gesamten Armee darüber einheitliche Auffassungen und Forderungen gäbe. Vor allem aber sollten die FDJ-Organisationen die Bewegung „Eine gute Tat für unsere gemeinsame sozialistische Sache" weiter ausbreiten.

*

Unsere Parteileitungen und auch Offiziere sind in der Vergangenheit vielfach der Klärung solcher fehlerhaften Auffassungen ausgewichen. Heute ist die Orientierung bei uns richtiger, und die zahlreich geführten Diskussionen ebben immer mehr ab. An deren Stelle tritt die Einsicht und Überzeugung, zunächst seine Pflicht in der Armee zu erfüllen.

Ich habe versucht, an einigen Beispielen darzulegen, welche individualistischen Gedankengänge der Erziehung von klassenbewußten, der Arbeiterklasse fest verbundenen Offizieren entgegenstehen. Ich bin mir im klaren darüber, daß auf diesem Gebiet noch längst nicht alle Fragen gelöst sind. Mein Beitrag soll eine Hilfe dazu sein. Auf jeden Fall scheint es notwendig, daß die Politorgane, die Partei- und FDJ-Organisationen diesen Problemen mehr Aufmerksamkeit schenken, ihre Fehler überwinden und unbeirrbar Kurs auf die klassenmäßige Erziehung der Offiziersschüler nehmen.

Längst sind sie in Moskau angekommen, die Geschenke, die Ihr für die VI. Weltfestspiele hergestellt oder auch gekauft habt.
Bevor sie aber verladen wurden, um ihre weite Reise anzutreten, konnten wir sie in einer Ausstellung sehen, die die Politische Verwaltung organisiert hatte.
Wir, das sind Marianne, Oberfeldwebel Preuß und Feldwebel Leist. Die Unterhaltung, die wir dabei führten, hat die „Armee-Rundschau" mitgeschrieben und gibt sie an dieser Stelle wieder.



Feldwebel Fritsch, Luftstreitkräfte: Auftanken eines Flugzeugs, Holzschnitt

P.: Hier wollen wir Platz nehmen. Im Sitzen unterhält es sich besser als im Gehen. Was sagen Sie zu unserer Ausstellung?
M.: Ich finde sie sehr aufschlußreich. Ganz auffällig ist, daß die Bastelarbeiten darin überwiegen, besonders durch ihre Qualität. Man merkt, daß sie von Soldaten angefertigt wurden, die mit Holz und Metall umzugehen verstehen. Sicher sind solche Bastelarbeiten auch für die Ausbildung von Nutzen.
P.: Ja, durchaus. Als Anschauungsmaterial für den Unterricht sind sie sehr nützlich. Denken Sie z. B. an das Modell eines Motors, das vom Kollektiv eines Transportregiments hergestellt wurde. Der Motor ist halb aufgeschnitten, so daß man seine Arbeitsweise sehen kann.
L.: Sie haben noch nichts zu den künstlerischen Arbeiten gesagt, zu den Gemälden, Zeichnungen und Plastiken.

betrachtet

M.: Ich wollte nicht gleich als erstes ein heißes Eisen anfassen, aber nun muß ich es doch wohl tun. Nur ein Teil der Gemälde, Grafiken und Plastiken, die hier zu sehen sind, können als künstlerische Arbeiten gelten. Von einer künstlerischen Arbeit muß man doch erwarten, daß sie mit den Mitteln der Kunst der Gesellschaft zu nützen sucht.
Die Kunst der Arbeiterklasse war stets eine kämpferische Kunst. Sie half bei der Veränderung der Gesellschaft.
L.: Ist das nicht eine Forderung, die das Können unserer jungen Genossen übersteigt?
M.: Grundsätzlich gesehen, nein!
Der Wandbehang von Ihnen, Genosse Preuß, zeigt, daß es möglich ist. Er drückt den Gedanken der Völkerfreundschaft recht überzeugend aus.
Natürlich wurde Ihre gute Absicht erst durchführbar, weil Sie die formalen Mittel (Komposition, Farbgebung usw.) schon recht gut beherrschen. Bevor Arbeiten mit einer solchen Aussage entstehen, bedarf es vieler Versuche, Skizzen, Studien usw. Darum ist es der richtige Weg, wenn die jungen Künstler in der Armee mit solchen Arbeiten beginnen und Erlebnisse aus ihrem täglichen Leben wiedergeben. Zu solchen Arbeiten zählen Ihre Tuschzeichnung, Genosse Leist, und auch die Holzschnitte von Genossen Feldwebel Fritsch.
Erst wer auf diese Weise seine Fähigkeiten entwickelt hat, wird vielleicht einmal in der Lage sein, Arbeiten zu schaffen, die auch etwas von dem neuen Geist unserer Armee mitteilen.
L.: Die Arbeiten, die Sie da nennen, liegen alle ein bißchen am Rande. Wenn Sie in die Ausstellung kommen, fallen Ihnen zuerst die sehr großen und oft auch sehr bunten Ölbilder auf. Was halten Sie von denen?
M.: Nichts, einfach gar nichts!
P.: Auch ich finde diese Bilder schlecht, aber man sollte trotzdem nicht vergessen, daß sie in der besten Absicht gemalt wurden. Die Soldaten, die sie herstellten, haben gewiß viel Zeit, viel Mühe und oft genug auch Geld in diese Arbeit gesteckt.
M.: Ich sah in der „Neuen Berliner Illustrierten" ein Bild mit dem Modell des Kölner Doms. Ein Bastler hatte dieses Monstrum in langjähriger Arbeit ganz aus Streichhölzern zusammengesetzt. Er hat viel Zeit, Mühe und Geld in diese Sache investiert, aber was soll sie? Was soll das Bild von den Alpen?
L.: Der Soldat, der es malte, könnte sagen, solche Bilder kenne er von zu Hause, es gäbe sie auch in jedem Bildergeschäft.
M.: Das ist keine Begründung für ihren Wert. Auch Gartenzwerge gibt es noch in vielen Gärten und Geschäften.
P.: Unser Soldat wird sagen, er habe ein Stück deutscher Landschaft abgebildet, sein Bild erziehe somit zur Heimatliebe.
M.: Das Argument erscheint zunächst beweiskräftiger. Aber er hat ja nicht die Alpen gemalt, sondern eine Postkarte kopiert. Ich habe nichts gegen Landschaften, wenn sie aus einem echten Erlebnis heraus gemalt sind. Dann können sie eventuell auch dem Betrachter ein Erlebnis vermitteln. Die bunt abgemalte Postkarte kann es nicht.
P.: Aber der Genosse will vielleicht gar kein Erlebnis vermitteln. Er liebt die Farben, er malt gern in seiner Freizeit.
M.: Dagegen wäre fürs erste nichts einzuwenden, wenn er damit seine vier Wände behängen würde. Aber diese Arbeiten werden doch als die Arbeiten *junger Künstler der Armee* immer wieder ausgestellt und gezeigt. Sie werden sogar nach Moskau geschickt. Viele Soldaten haben sie als künstlerische Arbeiten etikettiert gesehen. Für sie werden diese Dinge Kunst. Denn jeder Mensch hat ein Bedürfnis nach Kunst. Die Schwierigkeit besteht darin: Kunst will bewältigt werden. Man muß sie nicht nur verstehen, sondern auch genießen lernen, und der Sinn für Kunst will, wie alle menschlichen Fähigkeiten, entwickelt und gebildet sein. Da bieten sich nun solche Arbeiten an. Sie versprechen einen Kunstgenuß sofort, ohne Investition an Arbeit und Zeit, und scheinbar halten sie ihr Versprechen: Sie gehen ein wie Butter. Das macht sie populär, allerdings geht diese Popularität auf Kosten des echten Kunstgenusses.
L.: Und was kann man tun, um den Sinn für wirkliche Kunst zu erhalten und zu entwickeln?
M.: Es gibt sehr viele Möglichkeiten. Eine davon ist die Förderung der jungen Talente in der Armee und die Propagierung ihrer Arbeiten, eine andere der Besuch von Ausstellungen, Galerien und Museen. Lichtbildervorträge z. B. über das Werk bedeutender Maler und Grafiker können helfen, das Interesse für die Kunst zu wecken.
Eine wichtige Rolle spielt die Gestaltung ihrer Umgebung mit Bildern. Darum fort mit dem Kitsch.



Unterleutnant Zacke: „Militarismus — Feind unserer Völker", Scherenschnitt, Geschenk für die französische Delegation. Genosse Unterleutnant Zacke benutzt die sonst mit Vorliebe für idyllische Spielereien verwandte Kunst des Scherenschnitts zur Gestaltung eindrucksstarker Bilder



Bertolt Brecht

10. Februar 1898

14. August 1956

Lob des Lernens

Lerne das Einfachste! Für die,
Deren Zeit gekommen ist,
Ist es nie zu spät!
Lerne das ABC, es genügt nicht, aber
Lerne es! Lasse es dich nicht verdrießen!
Fang an! Du mußt alles wissen!
Du mußt die Führung übernehmen.

Lerne, Mann im Asyl!
Lerne, Mann im Gefängnis!
Lerne, Frau in der Küche!
Lerne, Sechzigjährige!
Du mußt die Führung übernehmen.
Suche die Schule auf, Obdachloser!
Verschaffe dir Wissen, Frierender!
Hungriger, greif nach dem Buch: es ist eine Waffe.
Du mußt die Führung übernehmen.

Scheue dich nicht, zu fragen, Genosse!
Laßt dir nichts einreden,
Sieh selber nach!
Was du nicht selber weißt,
Weißt du nicht.
Prüfe die Rechnung,
Du mußt sie bezahlen.
Lege den Finger auf jeden Posten,
Frage: wie kommt er hierher?
Du mußt die Führung übernehmen.

Auf ein Wort...

Unser großer Dichter und Theatermann Bertolt Brecht sagte von sich, daß er zuweilen, statt zu schreiben, lieber ins „Berliner Ensemble" gehe, um sich vom Nachwuchs belehren zu lassen. Die Bescheidenheit und Wißbegier, die diese Äußerung verrät, ist für ihn wohl charakteristisch. Mit Ausdauer betrieb er seine Studien. Im Oktober 1926, nach der Aufführung von „Mann ist Mann", begann er sich mit den Werken des wissenschaftlichen Sozialismus zu beschäftigen. Er ließ sich aufschreiben, welche Grundwerke er davon zuerst studieren müsse. Aus seinem Urlaub schrieb er in einem Brief kurze Zeit später: „Ich stehe acht Schuh tief im ‚Kapital'. Ich muß das jetzt genau wissen..." („Sinn und Form", zweites Sonderheft über Bertolt Brecht, S. 243).

Er war ein Lernender und Lehrender zugleich. Das neue Publikum, das er sich wünschte und für das er unermüdlich arbeitete, lernt aus seinen Stücken, lernt von seiner Weisheit. Wir, die Soldaten unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates, sind ein Teil seines neuen Publikums, seiner neuen Leser. Lernen wir von dem Dichter, zu dem vielen, was er uns zu sagen hat, daß man unermüdlich lernen muß. Lernen wir das auch aus seinem Gedicht „Lob des Lernens". Er schrieb es für eine Klasse, vor der noch die Aufgabe stand, die herrschende Klasse zu werden. Als er starb, hatte sie, die Arbeiterklasse, in einem Teil Deutschlands bereits die Führung übernommen — in dem Teil, in dem der Dichter lebte und an dessen Geschick er so leidenschaftlich Anteil nahm.

Der Mann aus dem Asyl ist heimgekehrt. Der Mann aus dem Gefängnis regiert das Land, gemeinsam mit der Frau in der Küche und all den Millionen, die es bewohnen und verbessern.

Dieses Land zu regieren ist schwer. Es muß auf neue Art regiert werden und den lebendigen Beweis erbringen, daß die neue Art besser ist als die alte, nach der noch im Westen regiert wird — besser für das Volk, schlecht für seine Feinde. Großes Wissen, großes Können brauchen dazu die Führenden. Keiner darf aufhören zu lernen, mehr muß gelernt werden, auch von den Soldaten, die diesen Staat beschützen. Sie müssen über ihren Staat Bescheid wissen. Sie müssen wissen, was er bis heute erreicht hat und was er morgen erreicht haben wird. Sie müssen sich dazu in den Fragen der Politik gut auskennen. Täglich werden ganze Schmutzkübel von Lügen über unseren Staat ausgeleert. Wer nicht Bescheid weiß, fällt auf diese Lügen herein. Auf unserer Seite sind Wahrheit und Fortschritt. Wer diese Wahrheit begriffen hat, wer von unserem Fortschritt überzeugt ist, wird unserem Staat gut dienen können.

Unser ABC, das sind auch unsere Waffen, das ist auch unsere Technik. Wenige Jahre bevor der Dichter die Verse vom Lernen schrieb, hatte ein amerikanischer Pilot als erster Flieger den Nordatlantik überquert und damit die Welt in Erstaunen versetzt. Er brauchte für die 5700 km zwischen New York und Paris $33^1/_2$ Stunden.

29 Jahre später, am 22. März 1956 — im Todesjahr Bertolt Brechts — hatte ein Düsenflugzeug mit einem roten Stern die 2600 km zwischen Moskau und London in 4 Stunden durcheilt.

Rasend schnell entwickelt sich die Technik weiter. Auch die Technik, die wir zum Schutze unserer Heimat möglichst vollkommen zu beherrschen lernen. Und die Anforderungen, sie zu beherrschen, werden ständig größer. Wie wird morgen das Flugzeug, der Panzer, das Kommandogerät aussehen?

Und neben der Politik, neben der Technik, gibt es viele andere Dinge, die für uns wichtig sind. Da gilt es, die Geheimnisse des Weltalls zu erforschen, da warten die Werke unserer Kunst darauf, daß wir uns mit ihnen auseinandersetzen. Das ist kein Luxus, denn unserem Schutz ist auch die Kunst und mit ihr das Werk von Bertolt Brecht anvertraut. Wie es der Adenauer-Staat mißachtet, kann im Bundestagsprotokoll nachgelesen werden. Der Herr von Brentano läßt da keinen Zweifel, welchen Platz er in einem NATO-Deutschland den Werken von Bertolt Brecht einräumen würde. So ist das Ehrenspalier, das wir vor einem Jahr am Grabe Brechts standen, ein durchaus reales Symbol.

Die Kunst lohnt es, daß wir uns mit ihr beschäftigen, durch neue Erkenntnisse, durch neue Kraft. Mit ihr werden wir alle anderen Aufgaben besser lösen.

Aber wie sieht es bei uns mit dem Lernen aus? Viele von uns haben eine sehr schlechte Allgemeinbildung. Es ist nicht ihre Schuld, aber die alte Gesellschaft läßt sich nicht haftbar machen. Die neue gibt uns die Möglichkeit zu lernen, lernen müssen wir selber.

Wir haben ein Zimmer in jeder Kompanie, das Mittelpunkt des Lernens und der Unterhaltung sein soll. Gegenwärtig ist es meist Mittelpunkt allein der Unterhaltung. Können es sich die Soldaten der Klasse, die die Führung übernommen hat, leisten, ihre Abende vor allem mit Skatspielen und eventuell noch mit Fernsehen zu verbringen? Nichts gegen das gelegentliche Skatspiel, schon gar nichts gegen das Fernsehen, man kann dabei allerhand lernen, aber das genügt nicht. Das ersetzt nicht das schulmäßige, mühevolle Lernen.

Der Schutz unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates aber verlangt gebildete Menschen, der sozialistische Aufbau verlangt gebildete Menschen mit großen Fähigkeiten. Darum lernt!

Der Zopf ist ab!

Von Major Klötzer



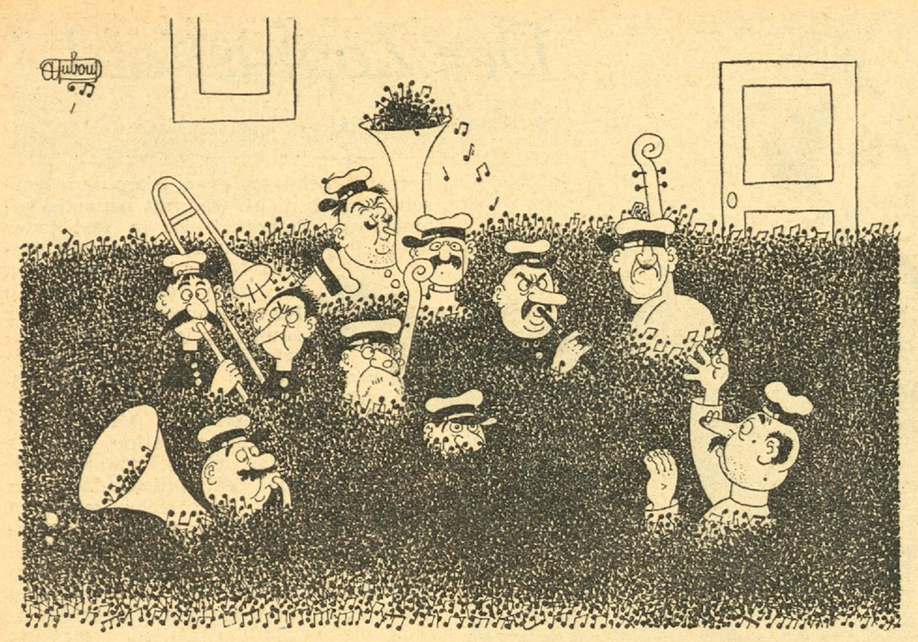
Gudrun Böttger und Gerd Petzold beim Quikstep. Wer mitmachen möchte, der wende sich an das Staatliche Dorfensemble Neetzow

Die einen sagten „Das ist der Weg!", die anderen „Wenn das der Weg sein soll, dann möchten wir künftig lieber Steine klopfen, als noch weiterhin die Volkskunst zu pflegen!" (Wir sind sicher, sie überlegen sich's noch mal.)
Diese, nach den Volkskunstdarbietungen der letzten Jahre ungewöhnlichen Temperamentausbrüche sind dem „Festprogramm der Deutschen Demokratischen Republik für die VI. Weltfestspiele in Moskau, August 1957" zu danken. Und das ist das erste Positive des Programms, es zwingt zur Stellungnahme. Wir wollen versuchen, die Begeisterung, die auch wir empfinden, vorübergehend zu vergessen, um eine kritische Wertung vornehmen zu können.

Das Programm ist sehr neuartig. An erster Stelle muß seine klare politische Aussage gelobt werden. Das ist ein Programm der Deutschen Demokratischen Republik. Unsere Probleme, Themen unseres Lebens sind darin auf vielfältige Art gestaltet. Da das aber mit den für solche Programme bisher überlieferten Mitteln nicht zu erreichen war, hat man sich zur Anwendung neuartiger Mittel entschlossen. Da fällt zuerst auf, daß der Dokumentarfilm in das Programm einbezogen ist. Er wird zum Überleiten und zum optischen Sinnfälligmachen z. B. des Gesungenen benutzt. Dieses Mittel erscheint ganz besonders im Hinblick auf ein internationales Publikum, welches unsere Sprache nicht beherrscht, sehr geeignet. Aber damit erschöpft sich nicht, was mit neuartig gemeint ist. Eigentlich ist in fast jeder Darbietung etwas von diesem Neuartigen zu finden. Das zum Schema erstarrte Nummernprogramm ist hier einer optisch stets wirksamen Inszenierung gewichen. Jedes Bild wirkt anders, andere Prospekte, andere Gruppierungen, andere Mittel der künstlerischen Interpretation. Bereits der Auftakt ist völlig unkonventionell: das neue Festivallied, dazu ein Filmstreifen mit dem sich drehenden Globus, dann ein Tanz mit den zu langen, bunten Bändern vereinigten Fahnen der Welt. Eine Gruppe singt das Lied der Moorsoldaten, sie steht dazu hinter einem angedeuteten Stacheldrahtzaun, beim „Solidaritätslied" trägt sie eine Fahne. Zu dem Lied „Dank Euch, Ihr Sowjetsoldaten" läuft ein Filmstreifen vom Hissen der roten Fahne auf dem Reichstag. Das alles ist ungewohnt und sehr eindrucksvoll.
Sind das Dinge, die man vielleicht als mit entsprechenden technischen Mitteln zu lösende Äußerlichkeiten bezeichnen kann, so gibt es auch vom Inhalt der Darbietungen her sehr Neuartiges. Am auffälligsten ist das wohl beim Tanz, dessen Entwicklung bisher stagnierte. Fast jeder der hier gezeigten Tänze hat ein wichtiges Thema, so der von Henn Haas gestaltete Tanz „Mütter der Welt". Vier Tänzerinnen, Mütter vier verschiedener Hautfarben darstellend, werden von einem Punktscheinwerfer nacheinander sichtbar gemacht, jede tanzt für sich allein. Dann klingt ein vibrierendes Geräusch auf, es steigert sich bis zum ohrenbetäubenden Lärm. Die Mütter scharen sich zusammen, da klingt das Vibrieren ab und harmonisch kann der Tanz enden.
So wird auf eine äußerst verständliche Weise zum Zusammenschluß der Mütter der Welt gegen die Atomkriegsgefahr aufgerufen. Auf einmal ist der Tanz wieder ein Mittel geworden, Themen unserer Zeit zu gestalten. Sollte man bei uns ähnliches probieren, so sei daran gedacht, daß solche Versuche ungleich größeres Können erfordern, als das dauernde Wiederholen bestimmter Tänze aus der Vergangenheit. (Die „Mütter der Welt" z. B. tanzten Solistinnen des Staatsopernballetts.) Diese Erkenntnis kann man auf das gesamte Programm ausdehnen. Weil die Darbietungen eine neue Qualität darstellen, setzten sie auch größeres Können bei den Beteiligten voraus.
Besonders erfreut sind wir darüber, daß in diesem Programm auch die Nationale Volksarmee vertreten ist. Sie ist es einmal durch Leutnant Karl-Heinz Weichert, der das „Lied der Moorsoldaten" und das „Solidaritätslied" singt. Sie ist es zum anderen im Tanz „Ernte in einer Genossenschaft". (Man müßte allerdings auch sehr von gestern sein, wenn man bei diesem Thema die Soldaten vergessen wollte.) Rosemarie Lettow-Schulz läßt es dabei sehr lebhaft und modern zugehen. Guido Masanetz hat eine flotte Musik geschrieben nach der quicksteppender Weise der Erntetag beschlossen wird. Das ist natürlich bedeutend

Fortsetzung der Diskussion aus Heft 7/57

WAS BLAST IHR,



„Diese ewige Proberei steht mir aber jetzt schon bis zum Hals!“

Diskussionsbeitrag des französischen Karikaturisten Albert Dubout mit dem Zeichenstift. Er meinte, eine Diskussion dürfe nie humorlos geführt werden. Wie sofort ersichtlich, haben ihn zu seinen Zeichnungen n i c h t unsere Orchester inspiriert.

(Aus „Total verrückt“ von Albert Dubout, Paris, mit freundlicher Genehmigung des Eulenspiegel Verlages Berlin.)

OBERLEUTNANT PÄTZOLD,

Leiter eines Standort-Musikkorps:

Als erstes möchte ich gleich feststellen, daß ich mit der Kritik des Berliner Arbeiters nicht einverstanden bin. Es steht doch fest, daß es an der kollektiven Leistung des zentralen Orchesters nichts zu rütteln gibt. Ich habe die Rundfunkzeitung von dieser Woche vor mir und die Seite vom Mittwoch aufgeblättert. An diesem Tage spielte das zentrale Orchester über den Deutschlandsender in der Zeit von 16.15 Uhr bis 17.00 Uhr. Ich bringe einige Auszüge aus dem Programm: „Dem Volke gilt's“, „Lustige Feldmusik von 1704“ usw. Ich könnte da noch andere Beispiele anführen, wo deutlich der Charakter unserer Armee aus dem Gespielten herausklingt.

Natürlich bringen unsere Musikkorps auch Sachen unserer zeitgenössischen Komponisten. Ich denke da an die „Märkische Rhapsodie Nr. 3“ von Noack Ihlenfeld oder an den Walzer „Fröhliche Jugend“ von Gerd Natschinski. Auch dazu kann ich weitere Beispiele nennen. Aus dieser Musik geht ganz deutlich die Liebe zur Heimat hervor. Es ist natürlich etwas schwerer, diese Musik zu verstehen, als z. B. ein Arbeiterlied, das der Zuhörer mit Text und Melodie kennt. Aber man kann deshalb nicht einfach behaupten, daß aus den gespielten Märschen und Musikstücken der Charakter der Nationalen Volksarmee nicht herausklänge. Wir als Orchesterleiter wissen sehr gut, daß wir viele junge Menschen unserer Republik für den Dienst in der Armee gewinnen wollen. Ist es denn dann verwerflich, wenn gut bearbeitete Schlagerpotpourris von unseren Orchestern gespielt werden? Natürlich gab es so etwas 1920 noch nicht, wo die Rotgardisten im Ruhrgebiet kämpften. Man kann ein Platzkonzert nicht nur mit Kampf- und Arbeiterliedern ausfüllen. Als Orchesterleiter muß man das Programm so gestalten, daß für jeden etwas geboten wird. Unser Ziel ist es, das Alte mit dem Neuen in der Musik zu verbinden, und ich glaube, daß das zentrale Orchester in jeder Hinsicht diese Aufgabe erfüllt.

KORVETTENKAPITÄN LOGE

auf einer Beratung von Mitgliedern des Politbüros mit leitenden Funktionären der Armee:

Meiner Meinung nach dienen alle Dinge, die wir in der Nationalen Volksarmee und auch mit der werktätigen Bevölkerung durchführen, der patriotischen Erziehung und der Erhöhung der Verteidigungsbereitschaft. Das müßte auch die Aufgabe unserer Militärorchester sein. Wenn man aber das Auftreten unserer Militärorchester sieht, dann hat man den Eindruck, sie haben den Ehrgeiz, sich zu Unterhaltungs- und Sinfonieorchestern zu entwickeln. Denn das Hauptrepertoire unserer Militärorchester besteht mindestens zu 75 Prozent aus Ouvertüren und Potpourris und zu 25 Prozent aus Militärmusik. Das wurde mir besonders beim Auftreten des Orchesters des Standortes Halle bei einem Frühschoppen am 2. Pfingstfeiertag im hallischen Bergzoo deutlich. Es war sehr wenig von Militärmusik zu hören, aber als sich dann die Genossen noch am „Weißen Holunder“ und ähnlichen Dingen versuchten, war es fast so weit, daß man das Radio abdrehen mußte. Ich bin nicht der Meinung, daß ein solches Auftreten von unseren Militärorchestern unbedingt dazu beiträgt, die patriotische Erziehung und die Verteidigungsbereitschaft zu verbessern.

Ganz anders, und das konnte ich am praktischen Beispiel sehen, war das Auftreten eines Orchesters anläßlich des Handball-Länderspiels DDR gegen Schweden im Ostseestadion Rostock. Dort wurden tatsächlich von unseren Genossen Märsche, Werke der Militärmusik, gespielt. Das hat die Menschen angesprochen, sie waren aufgerüttelt, man hat den Takt mitgeklopft. Unsere Menschen wollen zweifellos von unseren Militärorchestern Militärmusik hören. Mir scheint, man sollte überlegen, wie unsere Orchester am besten auftreten können, um die Nationale Volksarmee zu repräsentieren.

MAJOR KURT GREINER-POL,

Musikdramaturg des Erich-Weinert-Ensembles:

Herbert Kleye hat recht, unsere Orchester zeigen in ihren Programmen nicht genügend den Charakter unserer Armee. Besonders das kulturelle Erbe der Arbeiterklasse kommt zu kurz. Aber das ist kein Zufall. Sicher gibt es bei einigen Orchesterleitern — und nicht nur bei ihnen — Vorurteile gegenüber dem Arbeiterlied. Gewiß, es wurde früher sehr oft primitiv interpretiert. Das kann aber doch nur ein Grund sein, heute neue, gute Bearbeitungen für unsere Orchester zu schaffen. Vielleicht sollte sich das zentrale Orchester dieser Aufgabe besonders annehmen. Außerdem stehen gute Kompositionen von H. Eisler, P. Dessau usw. zur Verfügung. Natürlich will ich nicht einer Programmgestaltung das Wort reden, wo a u s s c h l i e ß l i c h das alte Arbeiterlied Platz findet. Aber ist es ein Zufall, daß in fast jedem Konzert Operettenpotpourris, Intermezzos im Stil von Ailbout, Lincke u. ä. erklingen, nicht aber Musik z. B. aus der „Dreigroschenoper“ von Brecht-Weill? Auch unsere neuen Massenlieder und Märsche sollten mehr als bisher gespielt werden. Jawohl, es gibt n e u e Märsche, Märsche unserer Zeit, z. B. den „Marsch der Freundschaft“ von J. Werzlau, den „Marsch der Motorsportler“ von J. K. Forrest, den „Fröhlichen Marsch“ von A. Asriel, man hört sie nur kaum.

Vielleicht eignet sich dieser oder jener Marsch nicht zum Marschieren, aber schließlich brauchen wir auch gute Marschmusik für das Konzert. Wir sind doch Orchester der Nationalen Volksarmee einer Arbeiter-und-Bauern-Macht, und als solche wollen wir uns vor allem durch unsere Darbietungen, gleichgültig zu welchem Anlaß, auch ausweisen.

Und noch ein Anliegen. Man sollte bei der Programmauswahl wenigstens ab und zu an das Sprichwort von dem Schuster denken, der bei seinem Leisten bleiben soll. Der Drang nach „Höherem“ zeugt zwar von edlem Bemühen, aber gewiß tun wir Meister Beethoven keinen Gefallen, wenn wir mit einem

18-Mann-Blasorchester versuchen, seine „Egmont-Ouvertüre“ schlecht und recht danebenzublasen. Auch der „Marsch der Enthusiasten“ von I. Dunajewski ist für ein solches Orchester nicht zu empfehlen, wenn einfach die notwendigen Stimmen aus einer Bearbeitung herausgenommen werden, die für ein 60-Mann-Orchester eingerichtet wurde. Ganz besonders aber gibt es zu denken, wenn man erfährt, daß die Schuster gar nicht in den vortragenden Orchestern sitzen, sondern daß diese Stücke auf Anweisung wahrscheinlich des Oberinnungsmeisters dieser Zunft als Pflichtstücke gefordert werden.

LEUTNANT KRAUSE, Leiter eines Standort-Musikkorps:

... Werden die Lieder und Märsche der Arbeiterklasse nun auch von den Orchestern der Nationalen Volksarmee gespielt? Ich glaube ja.

Leider kommen jedoch die meisten Kulturfunktionäre (von der FDJ, dem DFD, Betrieben und landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften) mit dem Wunsch nach Tanzmusik zu uns. Nichts gegen Tanzmusik, aber wir sind Armee-Orchester. Es sind FDJ-Konferenzen gewesen, bei denen von uns kein Arbeiterlied verlangt wurde, sondern lediglich Tanzmusik. Bei einem Wunschkonzert waren von etwa 100 Wünschen nur zwei Lieder der Arbeiterklasse dabei. Davon war das eine „Der kleine Trompeter“. Natürlich kann ein Programm nicht nur mit Liedern und Märschen ausgefüllt beeinflussung) in der Vergangenheit weckte und auch gegenwärtig wieder in Westdeutschland weckt.

Wir wollen keinen hurra-patriotischen Taumel, sondern echte Begeisterung für den Schutz der sozialistischen Errungenschaften unseres Arbeiter-und-Bauern-Staates.

Darum muß sich unsere Militärmusik von der Militärmusik der Vergangenheit unterscheiden.

Wir sind der Auffassung, daß sich unsere Militärmusik über die Grenzen bloßer Unterhaltung ohne jede Aussagekraft erheben muß, um Gedanken und Empfindungen unserer Zeit wiedergeben zu können. Mit einem fortschrittlich klingenden Titel, z. B. „Fröhliche Jugend“ ist es darum nicht getan, wenn nicht die Musik selbst diese Aussage vermittelt.

Auch auf die b e s t e n Werke der Militärmusik aus unserer nationalen Vergangenheit sollte man u. E. zurückgreifen, z. B. auf die ausgezeichnete Militärmusik von Schubert und auch von Beethoven. Sie ist militant in einem sehr guten, absolut unpreußischen Sinne. Das sollte die grundsätzliche Orientierung sein, auch wenn unsere Orchester heute noch auf manches zurückgreifen müssen, was diesen hohen Ansprüchen nicht voll entspricht.

Es zeugt jedoch nicht von einer solchen Orientierung, wenn man die Sache so darstellt, als sei es Hauptaufgabe unserer Orchester, Publikumswünsche zu erfüllen und sie zum Kriterium der Programmgestaltung macht. Auch sollte

Für eine Vielseitigkeit der Darbietungen unserer Orchester

Alle Teilnehmer der Diskussion waren sich darin einig, daß die Programme unserer Orchester vielseitig sein müssen. Wir stimmen mit Eberhard Schmidts Auffassung überein, daß der Akzent bei dieser Vielfalt auf a n s p r u c h s v o l l liegen müsse und der sich für einen Niveauanstieg gegen alles Spießige und Nichtssagende ausspricht. Das richtet sich doch eindeutig gegen Darbietungen wie „Heinzelmännchens Wachtparade“, „Weißer Holunder“ usw. Nicht einverstanden kann man sich u. E. damit erklären, daß die Forderung nach höherer Qualität als Argument gegen das Arbeiterlied angeführt wird, wie es im Diskussionsbeitrag des Genossen Major Hunger anklingt. Bei allem Bemühen um Vielseitigkeit und dem Willen nach anspruchsvoller Musik erscheint uns aber der Hinweis von Major Greiner-Pol wichtig, der davor warnt, die eigenen Grenzen nicht zu kennen und sie zu überschreiten.

Die Zusammenarbeit mit unseren Komponisten

Wir halten es für dringend notwendig, um neue Märsche für unsere Armee zu erhalten, die Zusammenarbeit zwischen unseren Orchestern und dem Komponistenverband zu verbessern und zu einem Verhältnis der engen Zusammenarbeit zu kommen, wie es noch bis vor wenigen Jahren bestanden hat. Dazu würde zweifellos auch die Verwirk-

MEISTER DER MUSIK? und Abschluß

werden. Die Orchester sind qualitätsmäßig durchaus in der Lage, eine gute Unterhaltungsmusik zu spielen. Und es ist auch eine ihrer Aufgaben, unsere Werktätigen an eine gute neue Unterhaltungsmusik heranzuführen.

Wir bauen bei uns den Sozialismus auf. Das muß auch in der Musik zum Ausdruck kommen. Darum wollen wir eine neue, bessere Militärmusik und auch eine neue bessere Tanz- und Unterhaltungsmusik spielen. Von der leichten, oberflächlichen Musik, die der Kapitalismus für das Volk hatte, halte ich nichts.

Wenn die Orchester der Nationalen Volksarmee neue Wege in dieser Richtung suchen, so sollte man das in jeder Weise fördern.

MEINUNG DER REDAKTION „ARMEE-RUNDSCHAU“

Zum Charakter der Militärmusik in unserer Armee

Die Hauptaufgabe unserer Orchester muß es sein, Militärmusik zu spielen. Die Militärmusik weckt militante Gefühle und dient dadurch der Popularisierung der Armee und des Gedankens der bewaffneten Verteidigung der Heimat.

Die militanten Gefühle, die wir im Interesse der Verteidigung unserer Arbeiter-und-Bauern-Macht brauchen, müssen sich wesentlich von denen unterscheiden, die der deutsche Militarismus durch seine Militärmusik (und durch 1000 andere Formen der Massen-

man zwischen einem fortgeschrittenen und einem rückständigen Geschmack (was nicht mit einem fortschrittlichen oder rückständigen Publikum gleichzusetzen ist) unterscheiden.

Wir halten es nach dem Gesagten für notwendig, daß sich unsere Orchester stärker ihrer Hauptaufgabe, dem Spielen von Militärmusik, zuwenden.

Das Arbeiterlied, ein Bestandteil unserer Militärmusik

Das Arbeiterlied, von einem Armee-Orchester gespielt, drückt besonders deutlich aus, daß wir eine Arbeiter-und-Bauern-Armee sind. Es hat einen sehr großen Wert bei der sozialistischen Erziehung, besonders durch die Erinnerungen und Gefühle, die es weckt. Die besten Arbeiterlieder (z. B. von Hanns Eisler und Paul Dessau) sind durch ihre hohe künstlerische Qualität in der Lage, unabhängig vom Wort etwas vom Geist der Arbeiterklasse mitzuteilen.

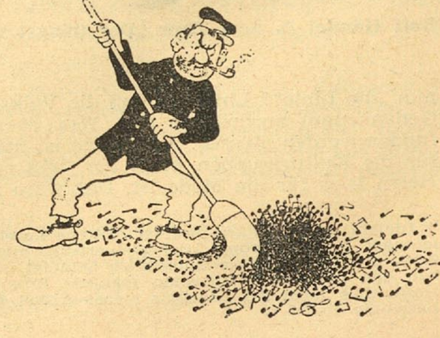
Wir sind da völlig mit Herbert Kleye einer Meinung, der sich wünscht, daß das Arbeiterlied einen festen Platz im Repertoire unserer Orchester einnehmen solle. Nicht einverstanden können wir damit sein, daß H. Kleyes Kritik zu diesem prinzipiellen Problem als — erfüllter — Hörerwunsch nach dem „Lied vom kleinen Trompeter“ abgetan wird. Wir möchten anregen, künftig das Arbeiterlied in keinem Programm, gleich ob Rundfunkprogramm, Platzkonzert oder wo sonst auch immer, fehlen zu lassen, es entsprechend unserem Können zu bearbeiten und zu interpretieren.

lichung der Vorschläge von Eberhard Schmidt beitragen. In diesem Sinne muß auch ein Vorschlag von J. K. Forrest verstanden werden, der spezielle Konzerte mit den Werken von Komponisten unserer Republik für Blasorchester anregte.

*

Wir beenden damit diese Diskussion in der Zeitschrift „Armee-Rundschau“. Wir halten es für gut, daß sie nicht bei dem einen Problem, der Kritik an der zu seltenen Darbietung von Arbeiterliedern, stehenblieb, sondern sich umfassend der Frage der Militärmusik im Arbeiter-und-Bauern-Staat zuwandte.

Wir bedauern, daß trotz unserer Bemühungen die Genossen Major Schulz und Bräuning nicht die Gelegenheit benutzten, um durch ihre Stellungnahme zur Klärung der Probleme beizutragen. Die Diskussion wird nicht ohne das Versprechen beendet, sie zu gegebener Zeit erneut aufzugreifen.



„Der Zopf ist ab" (Fortsetzung von Seite 383)

weniger lyrisch, als z. B. das Flechten von Bändern um den Erntekranz, aber es ist dann doch wohl zeitgemäßer. Wer darob Tränen vergießt, sei konsequent und möge auch zum Dreschflegel und zum Handtuchfeld zurückkehren. Den Quickstep aber sollte man popularisieren.[1])

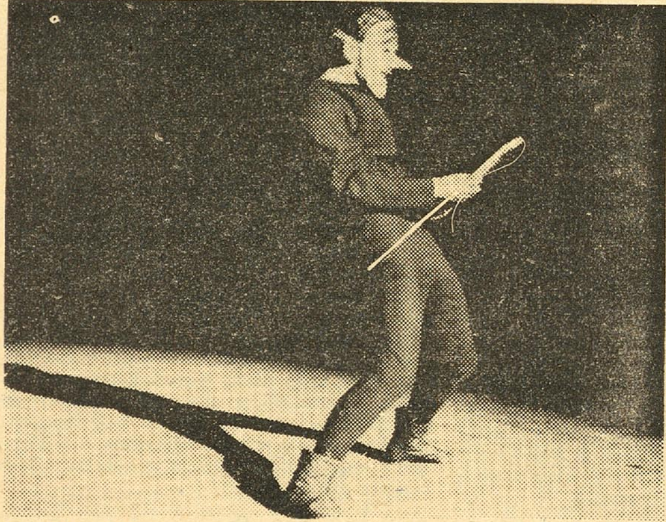
Auf der Plusseite wäre noch der von Rolf Händel nach der Musik von Béla Bartók getanzte „Tyrann", eine gespenstische Hitler-Vision, zu nennen. Vor zwei Jahren noch war der Bühnentanz allein durch das klassische Ballett im Festival-Programm vertreten, diesmal wurde zugunsten einer konkreteren Aussage der Ausdruckstanz einbezogen.

Selbst für die Pause haben sich die Initiatoren des Programms etwas Neues ausgedacht. Sie machen währenddessen 15 Minuten Kabarett. Dabei sind einige — leider nicht alle — Kabarettnummern so gestaltet, daß sie gewiß in Moskau verstanden werden. Wer also nicht Pause macht, wird gewiß auf seine Kosten kommen, nicht zuletzt bei der gekonnt vorgetragenen „heißen Musik".

Nun ist zu Anfang versprochen worden, das Programm kritisch zu werten. Darum seien also auch Schönheitsfehler festgestellt. Ein solcher Schönheitsfehler scheint mir der Tanz „Frühling in Thüringen" zu sein. Schon das Bühnenbild Heinrich Kilgers ist eher der Rahmen zu einer Rothiade. Das Tanzspiel selbst wirkt neben der starken Aussage der anderen Tänze ein bißchen „tümlich". Es geht darum, daß ein Mädchen beim Osterwasserholen den Krug fallen läßt, was bedeutet, daß sie in diesem Jahr keinen Bräutigam bekommt. Sie bekommt aber dann doch einen, was vielleicht auch daran liegt, daß die Tanzgruppe nun mal 12 Mädchen und 12 Jungen hat und mit 12 : 11 wäre das ein Graus, selbst für eine so talentierte Choreographin wie Rosemarie Lettow-Schulz. Konflikte sind halt noch nie die starke Seite des Volkstanzes gewesen.

Damit erschöpft sich die Kritik nicht, aber es sollten nur größere Mängel besprochen werden, außerdem ist der Platz gleich alle. (Was interessierte es auch den Leser, daß z. B. das Sängermädchen ganz rechts außen dauernd mit dem Orchester liebäugelte.)

Da ist nun, könnte man denken, der Zopf doch noch nicht restlos ab, wie es in der Überschrift versprochen wurde (die zu einem Pferdeschwanz verkürzten Zöpfe natürlich ausgeschlossen). Es hieße jedoch die Proportionen arg durcheinander zu bringen, wollte man nicht das Neue als dominierend erkennen und darüber sehr erfreut sein. Ist das Programm nun „die Linie"? Linie ist, daß die Volkskunst sozialistisches Gedankengut ausdrücken soll. Wie, das wird stets neu gefunden werden müssen. Schließlich ist das Nationalprogramm für die Kulturgruppen nicht das, was eine Modenschau bei Herrn Dior für die Mode ist. Das wäre zu einfach.



Rolf Händel in dem Tanz „Der (längst verbrannte) Tyrann"

[1]) Die Nationale Volksarmee ist drittens durch den Genossen Oberleutnant Burkert vom Erich-Weinert-Ensemble vertreten, der am Aufbau des Programms maßgeblich beteiligt ist und der darum auch von den meisten Rezensenten mangels Prominenz vergessen wird. Hoffentlich färbt das Ergebnis dieser Arbeit auf das Erich-Weinert-Ensemble ab.

„Der letzte Schuß" und „Wo Du hingehst . . ."

Zwei neue Filme sahen wir, einen sowjetischen und einen deutschen; Filme über den Bürgerkrieg in Rußland und den Bürgerkrieg in Spanien.

In beiden Auseinandersetzungen kämpften Arbeiter und Bauern, ihnen voran die Kommunisten, für den gesellschaftlichen Fortschritt gegen die von außen ausgehaltene Reaktion. Die Kämpfer jener Kriege, die Soldaten der Roten Armee und die Freiwilligen der Internationalen Brigaden sind uns, den Soldaten der Nationalen Volksarmee, Vorbild. Beide Filme besitzen darum unser Interesse.

„Der letzte Schuß"

Der Film zeigt die Liebesgeschichte zwischen der Rotarmistin Marjutka und einem weißen Offizier. Beide sind Vertreter zweier sich auf Leben und Tod bekämpfender Klassen. Die große Auseinandersetzung der Intervention spiegelt sich in ihrer Liebe und dem tragischen Ende dieser Liebe wider. Eine versprengte Gruppe von Rotarmisten, unter ihnen Marjutka, kämpft sich durch die Wüste Kara-Kum. Unterwegs nimmt sie einen Oberleutnant der Weißen mit wichtiger mündlicher Order gefangen. Marjutka muß ihn bewachen.

Nach sehr großen Anstrengungen erreicht die Gruppe das Ufer des Aralsees. Marjutka soll ihren Gefangenen mit einem Boot zum Stab bringen. Im Sturm kentert das Boot, beide retten sich auf eine Insel. Marjutka und der weiße Offizier lieben sich, aber selbst in der Abgeschiedenheit der Insel bildet die Gegensätzlichkeit ihrer Klassenherkunft einen ständigen Zündstoff. Als ein Boot der Weißen auf die Insel zusteuert, erschießt Marjutka ihren Geliebten, getreu ihrem Auftrag, ihn eher zu töten, als ihn entkommen zu lassen.

Der Konflikt besteht darin, daß Marjutka in einen unversöhnlichen Widerspruch zwischen ihrer Liebe und den Interessen der Revolution gerät. Plötzlich steht sie vor der Entscheidung, entweder für diese Liebe die Sache der Arbeiterklasse zu verraten oder im Interesse der Arbeiterklasse ihre Liebe zu opfern. Bei der überaus zugespitzten Fabel bedeutet das, sogar den Geliebten zu töten. Ihre Klassenverbundenheit siegt über ihre Liebe. Der Geliebte wird für sie im Augenblick, da er durch sein Verhalten die Interessen der Revolution gefährdet, wieder zum Gegner, und sie erschießt ihn als ihren 41. Feind. Trotzdem ist sie fassungslos über den Tod ihres Geliebten.

Eine große und wichtige Lehre, die uns, den Soldaten der Nationalen Volksarmee in dem geteilten Deutschland, dieser bedeutende Film gibt und die lautet:

Wenn es das Interesse der Arbeiterklasse erfordert, muß man bereit sein, auch gegen seine persönlichen Gefühle zu handeln, wenn sich diese nämlich nicht in Übereinstimmung mit dem Interesse der eigenen Klasse befinden.

„Wo DU hingehst . . ."

Auch dieser DEFA-Film zeigt den spanischen Bürgerkrieg im Zusammenhang mit einer Liebesgeschichte.

Der deutsche Kommunist Jakob Rohde verteilt während der Berliner Olympiade antifaschistische Flugschriften. Er wird angeschossen, springt zufällig in den Wagen der Schweizer Ärztin Thea Ricci. Sie versteckt ihn. Beide erfaßt eine tiefe Zuneigung zueinander. Er flieht nach Frankreich, sie folgt ihm, er geht nach Spanien zu den Internationalen Brigaden. Auch Thea Ricci entschließt sich, ihr gesichertes Dasein aufgebend, die Vorstellung von einem geruhsamen Leben mit Jakob Rohde jenseits der großen Auseinandersetzungen der Zeit aufgebend, nach Spanien als Ärztin zu gehen. Erst in Frankreich, Jakob Rohde ist interniert, treffen sie sich wieder, und Thea Ricci verspricht, stets bei ihm zu bleiben, wohin er auch gehen wird. Das ist der eine Handlungskomplex des Films. Der zweite gibt Episoden aus dem Kampf des André-Bataillons, Episoden, die wir zum Teil ähnlich aus dem Buch von Eduard Claudius „Grüne Oliven und nackte Berge kennen. Auch für diesen Film wurde eine Fabel gefunden, die ungewöhnlich ist. Während jedoch in dem Film „Der letzte Schuß" die ungewöhnliche Fabel dazu dient, sehr typisches über die klassenbedingte Handlungsweise der in der Intervention miteinander kämpfenden Kräfte auszusagen, halte ich die Aussage von „Wo DU hingehst . . .", bürgerlich — nämlich daß durch eine *große Liebe* Vorurteile recht einfach überwunden werden können — für sehr untypisch. Auch ist dieses Problem gewiß nicht angetan, uns den Klasseninhalt des Kampfes in Spanien begreifen zu lassen und das sollte doch das Ziel eines Spanienfilms sein. **Kl.**

Für jeden etwas

Empfehlenswerte Neuerscheinungen des Sportverlages

Zehn Jahre Sportverlag — unter diesem Zeichen steht 1957 die Produktion des fleißigen Verlages unserer demokratischen Sportbewegung in der Neustädtischen Kirchstraße. Viel Gutes und Schönes, Brauchbares und dringend Erforderliches hat er uns seit seiner Geburt beschert. „Millionen sportbegeisterter Menschen danken Euch für Eure bisherigen Leistungen", schrieb das Zentralkomitee der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands in seiner Glückwunschadresse. Wir können dem nur beipflichten, denn nicht zuletzt haben auch die Angehörigen der Nationalen Volksarmee in erheblichem Maße aus den Publikationen des Sportverlages profitiert und sind sowohl zu treuen Lesern der Sportpresse wie auch der Sportliteratur geworden. All ihnen wollen wir heute einige empfehlenswerte Neuerscheinungen vorstellen, die in den letzten Monaten die Expedition des Geburtstagskindes verlassen haben.

„Der Mexikaner Felipe Rivera"

Ganzleinen; 344 Seiten; 9,50 DM

Es würde viele Zeilen füllen, wollte man all die namhaften Autoren nennen, die sich in dieser von Gerhard Böttcher und Dr. Kurt Böttcher herausgegebenen Anthologie ein Stelldichein geben. Dichter und Schriftsteller von Weltgeltung geben hier eine Probe ihres meisterlichen Könnens auch auf dem Gebiete der Sportliteratur. Ihre schönsten Geschichten und Verse aus der bunten Welt des Sports sind in dieser Sammlung zusammengefaßt, deren Illustration Werner Kulle besorgte. Wie keine andere ist sie dazu angetan, Liebe und Verständnis für die verschiedensten Sportarten, aber auch Ekel und Abscheu gegen die Entartung des Sports im Professionalismus zu erwecken.

Weit ist der Spannungsbogen; er reicht vom Naturerleben Goethes und Heines bis zu den dramatischen Boxerzählungen Jack Londons, Rene Schickeles oder Ernest Hemingways. Da ist beispielsweise die Titelerzählung „Der Mexikaner Felipe Rivera". Jack London gestaltet hierin das Schicksal eines revolutionären mexikanischen Jungen, eines großartigen Boxtalents, das jedoch nur einmal voll zur Geltung kommt, da nämlich, als es gilt, der revolutionären Bewegung finanzielle Mittel zu verschaffen. Für Waffenkäufe werden fünftausend Dollar benötigt. Doch woher soll man sie nehmen? Die Funktionäre wissen nicht mehr ein noch aus. Da wird der kleine, magere Felipe Rivera zum Retter in der größten Not. Im Interesse der guten Sache steigt er — obwohl äußerster Gegner des Professionalismus — gegen den Spitzenfighter des Landes in den Ring der Berufsboxer. In einem erbitterten, nervenaufreibenden, siebzehn Runden währenden Kampf zwingt er seinen von Kampfgericht und Publikum mit allen erlaubten und unerlaubten Mitteln unterstützten Gegner nieder — die Revolution kann beginnen, denn nun hat sie Gewehre.

Besinnlich und heiter, feine Ironie neben beißender Satire — so geht es weiter. Erwartungsvoll schlägt man jede neue Seite auf, geht mit Tucholsky zum „Stierkampf in Bayonne", unternimmt mit Heinrich Heine eine „Harzwanderung", begutachtet Rudyard Kiplings „Maltakatze", begleitet Mark Twain bei einer „Besteigung des Riffelberges", steht mit Hermann Hesse „Am hohen Hang", sitzt mit Egon Erwin Kisch auf den Rängen der „Elliptischen Tretmühle" des Sechs-Tage-Rennens, feiert mit Theodor Storm „Das Winterfest" und treibt letztlich zusammen mit Atanas Mandoshijeff ein wahrhaft „Mörderisches Spiel". So ist für alles gesorgt, jedem Geschmack Rechnung getragen — ein Buch, das sich jeder nur ein klein wenig an der bunten Welt des Sports interessierte Genosse besorgen sollte.

K. Wagner/A. Klimanschewsky: „Der Straßenfahrer"

Halbleinen; 185 Seiten; 4,80 DM

Eigentlich stellt man sich unter einem Lehrbuch immer etwas Trockenes, Nüchtern-Sachliches vor. Nicht so in diesem Fall. „Der Straßenfahrer" (2. Auflage) ist ein gut illustriertes und anregend geschriebenes Lehrbuch, das man gern in die Hand nimmt. Man freut sich, recht Interessantes über die historische Entwicklung des Straßenrennsports zu finden, erhält gute Einblicke in die Disziplinen des Straßenfahrens sowie die Wettkampfbestimmungen, dringt tiefer als gewöhnlich in die „Geheimnisse" der Technik und Taktik, der Spezialausbildung und nicht zuletzt der modernen Rennmaschine selbst ein — alles in allem Dinge, die nicht nur für den Aktiven, sondern auch für jeden Laien wissenswert sind. Unseren Radsportlern in den Armeesportgemeinschaften wird das Lehrbuch eine beachtliche Hilfe auf dem Wege zu guten Leistungen sein. Außerdem trägt es jedoch durch seinen populär geschriebenen Text einen seine Wirkung sicher nicht verfehlenden radsportwerbenden Charakter.



K. Kronfeld: „Zwischen Start und Ziel"

Ganzleinen; 128 Seiten; 12,40 DM

Friedensfahrt im Bild — heißt das Motto dieses prächtigen Bildwerkes mit zahlreichen Aufnahmen des bekannten Sportfotografen Herbert Kronfeld. Die Bilder, von denen viele ganzseitig veröffentlicht worden sind, entstammen den Friedensfahrten mehrerer Jahre, wurden jedoch vom Verfasser zu einer „symbolischen Etappe" zusammengestellt. Vom Start bis ins Ziel begleitet der Leser die Aktiven aus aller Herren Länder: Er beobachtet sie beim Training, ist Zeuge der letzten Vorbereitungen zum Start, wirft einen Blick in den Massageraum und in die neugierigen Augen an und für sich verschlossene Rennfahrerküche; interessiert belauscht er einen privaten Erfahrungsaustausch zwischen Viktor Werschinin und unserem Täve Schur, studiert in aller Ruhe die Porträts bekannter französischer, deutscher, italienischer, tschechoslowakischer, sowjetischer, ägyptischer, polnischer und anderer Fahrer, ist Zuschauer eines freundschaftlichen Kusses und begleitet das Peleton auf seiner großen Fahrt durch die drei veranstaltenden Länder; er erlebt mit, wie sich die Giganten der Landstraße verbissen abmühen, die steile Wand von Meerane zu bezwingen, ist zu Gast bei den Trainern, bei den Mechanikern und bei den Presseleuten, sieht dem Kampfgericht bei der Arbeit zu, ist Teilnehmer kräftezehrender Alleinfahrten und anstrengender Spurts, empfindet Rennfahrerglück und Rennfahrertragik mit — kurzum, der Leser folgt dem Renngeschehen dieser „symbolischen Etappe" von der ersten bis zur letzten Minute. Bravo! Bravo! Bravo! — Herbert Kronfeld!, kann man nur sagen. Und vielen Dank dem Sportverlag, der uns hiermit ein (auch durchaus preiswertes) Werk in die Hände gegeben hat, das man nicht nur einmal durchblättert.

KURZMELDUNGEN

Guths Muths: „Gymnastik für die Jugend"

Ganzleinen; 416 Seiten; 15,00 DM

Johann Chr. Fr. Guts Muths Werk gehört zu den Kostbarkeiten unseres nationalen Erbes auf dem Gebiete der Körperkultur. Da es viele tiefgründige pädagogische Grundgedanken über die gesellschaftliche Bedeutung, Aufgabe, Zweck, Lehrweise und System der körperlichen Ausbildung enthält, ist es auch heute noch von bleibendem Wert.

Taschenbücher für das Sportabzeichen:

G. Wuttke / M. Kowark: „Kampfsportübungen"; broschiert; 31 Seiten; 1,00 DM.

H. Sachse: „Geräteturnen"; broschiert; 80 Seiten; 2,00 DM.

KURT TUCHOLSKY:

So
süß
ist
keine
Liebesmelodie
so
frisch
kein
Bad,





so
freundlich
keine
kleine
Brust
wie
die,
die
man
nicht
hat.

Wolfgang Held

Die Sache mit dem

Garantiert, wenn jemand den Genossen des 2. Zuges offenbart hätte, daß der Soldat Karl Dorn vom Divisionskommandeur zum Geburtstag eingeladen worden sei — es würde weder Unglauben noch Überraschung ausgelöst haben. Bei Karl Dorn war eben alles möglich! Bekam plötzlich einer während der Übung Zahnschmerzen — Karl kramte aus seiner Hosentasche irgendwo zwischen Strick, Taschenmesser, Streichhölzern, Reißzwecken und anderen Utensilien bestimmt eine Spalttablette hervor. Hatte ein anderer seine Hose mit einem ansehnlichen Tintenfleck geziert — Karl wußte genauso Rat wie er immer neue Witze auf Lager hatte, ausgezeichnete Verbindungen zur Schuhmacherei, Schneiderei und Bekleidungskammer besaß und es verstand, sogar der zwar recht hübschen, aber stets strengen und unnahbaren Bibliothekarin ein fröhliches Lachen zu entlocken.

Und doch sollte der Tag kommen, an dem es den Genossen seiner Stube die Sprache verschlug.

An einem Mittwoch war es. Die Genossen hatten den Wachdienst hinter sich und waren eigentlich gar nicht zu Späßen aufgelegt. Da setzte plötzlich Karl Dorn ein geheimnisvollpfiffiges Schmunzeln auf und verschwand mit der Bemerkung: „Verkrümelt euch nicht, gleich wird der große Häuptling mit Jagdbeute beladen vom Kriegspfad zurückkehren!“ Nun machte sich doch so etwas wie Spannung unter den drei übrigen Stubenbewohnern breit. Sie brauchten nicht lange zu warten. Stumm und staunend standen sie wenig später um den Tisch herum, und einer griff vorsichtig, als befürchte er einen elektrischen Schlag, nach dem, was Karl Dorn da hingelegt hatte.

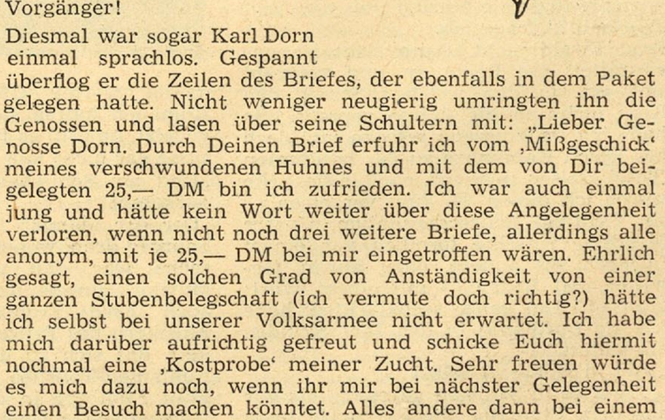
„Vor zwei Stunden hat es noch gegackert!“ pries Karl seine Beute an.

„Tatsächlich, ein richtiggehendes Huhn... Mensch, Karl, diese Sorte kommt mir doch so bekannt vor?!“

„Hast du es etwa...?“ — Aber Karl Dorn war nicht gewillt, die Zeit mit Erklärungen zu vertrödeln. Ohne auf die Fragen zu antworten, machte er sich daran, den Vogel seiner Federn zu entledigen.

„Geh mal rüber zur Küche. Der Sepp soll einen Topf heißes Wasser bereithalten. Sage ihm, ich hätte dich geschickt!“

Der Angesprochene zögerte. „Das Huhn...? Der Sepp...? — Er wird mich hinauswerfen!“ Wer konnte Karl Dorn schon widerstehen, also machte sich der Genosse auf den Weg hinüber zum Küchengebäude. Als er mit dem Einverständnis des Koches zurückkam, reckte das Huhn bereits nackt und gelb seinen Rumpf in die Luft. „Das Ausnehmen besorge ich drüben, räumt ihr inzwischen die Federn weg!“ sagte Karl, klemmte sich das gerupfte und in Papier gewickelte Huhn unter den Arm und ließ seine Stubenbesatzung allein. Sie suchten nachdenklich die Überreste von Karls Tätigkeit zusammen.



Gewiß, so ein saftiges Hühnchen war nicht zu verachten, aber wenn es nun wirklich...? Doch die Verlockung besiegte alle Bedenken, jedenfalls vorläufig.

Während kurze Zeit darauf in der Stube von Karl Dorn vier Gebisse das zarte Hühnerfleisch von den dünnen Knochen nagten und eine würzige, heiße Brühe dazu schlürften, zählte der Wirt der „Grünen Tanne“ dicht beim Objekt zum dritten Male seinen „Viehbestand“. Das Resultat blieb trotzdem immer das gleiche: Eine braune Henne war verschwunden!

Auch in dem Aluminiumtopf befand sich unterdessen nicht ein Stückchen mehr von dem Huhn; nur ein Häuflein Knochen kündete auf der blanken Tischplatte noch vom tragischen Schicksal eines Eierlieferanten. Drei seiner Vertilger hatten trotz tadelloser Zubereitung doch einen faden Geschmack auf der Zunge. Karl Dorn aber rieb sich mit seinem mächtigen Taschentuch erst den fettglänzenden Mund und dann die Finger ab, bevor er sich nach einem zufriedenen „Aaaah“ zu einer Erklärung bereit fand.

„Ihr wißt ja, daß ich den letzten Posten an der Westseite hatte. Vielleicht drei- oder viermal war ich hin und her gewandert, da fängt dicht am Zaun mit einem Male etwas an zu zappeln! Ich also hin, und was sehe ich: Eines der Hühner vom Tannenwirt! Die scharren ja ständig da draußen umher. Jedenfalls hatte besagtes Huhn an der Innenseite des Drahtzaunes einen besonders fetten Wurm erspäht und seinen Kopf genau neben dem Pfahl durch die Maschen gezwängt. Nun konnte es nicht mehr zurück.“

„Und da hast du es einfach...?“

Karl Dorn tat erstaunt. „Natürlich, ich bin doch ein tierliebender Mensch! Ich habe also versucht, das arme Vieh aus seiner unglücklichen Lage zu befreien. Vielleicht war ich ein bißchen zu grob dabei oder es hat selbst eine unvorsichtige Bewegung gemacht — jedenfalls hörte es plötzlich auf zu flattern und war tot!“ Die Genossen kannten ihren Karl. Wenn er so ein Gesicht machte, dann mußte man jedes seiner Worte wirklich ernst nehmen. Vielleicht wollte Karl seine Gewissensbisse damit verbergen, daß er jetzt überlaut auflachte und fragte: „Aber geschmeckt hat es doch, oder etwa nicht?“

„Besser als ein gekauftes!“ bestätigte einer, und ganz beiläufig erkundigte sich ein anderer: „Wieviel mag es eigentlich kosten, so ein Huhn?“ Man riet hin und her und einigte sich schließlich auf 25,— DM.

„Da war unseres ja bedeutend billiger!“ witzelte Karl noch, dann galt die ganze Angelegenheit offiziell für erledigt. Seltsamerweise war am nächsten Tag jeder der vier bemüht, eine ganz bestimmte Handlung vor den anderen dreien zu verbergen. Keiner aber vermutete dann noch, daß die Sache mit dem Huhn ein Nachspiel haben sollte.



Genau neun Tage waren nach dem abendlichen Hühnerschmaus vergangen, da erhielt Karl Dorn ein Paket. Wie stets bei solchen Anlässen wohnte die gesamte Stubenbelegschaft der feierlichen Öffnung bei. Endlich wurde der Inhalt sichtbar und alle vier bekamen Augen, groß wie Kompasse: Ein Huhn, ein Zwillingshuhn sozusagen, denn es glich auf die Feder seinem verzehrten Vorgänger!

Diesmal war sogar Karl Dorn einmal sprachlos. Gespannt überflog er die Zeilen des Briefes, der ebenfalls in dem Paket gelegen hatte. Nicht weniger neugierig umringten ihn die Genossen und lasen über seine Schultern mit: „Lieber Genosse Dorn. Durch Deinen Brief erfuhr ich vom ‚Mißgeschick‘ meines verschwundenen Huhnes und mit dem von Dir beigelegten 25,— DM bin ich zufrieden. Ich war auch einmal jung und hätte kein Wort weiter über diese Angelegenheit verloren, wenn nicht noch drei weitere Briefe, allerdings alle anonym, mit je 25,— DM bei mir eingetroffen wären. Ehrlich gesagt, einen solchen Grad von Anständigkeit von einer ganzen Stubenbelegschaft (ich vermute doch richtig?) hätte ich selbst bei unserer Volksarmee nicht erwartet. Ich habe mich darüber aufrichtig gefreut und schicke Euch hiermit nochmal eine ‚Kostprobe‘ meiner Zucht. Sehr freuen würde es mich dazu noch, wenn ihr mir bei nächster Gelegenheit einen Besuch machen könntet. Alles andere dann bei einem Glas Wein! Mit herzlichem Gruß, Josef Siebert — oder wie Ihr mich nennt: Der Tannenwirt.“

Nur soviel noch: Es wurde ein gemütlicher Abend!



Der Universitätsplatz in Bukarest

„Armee-Rundschau" sprach mit Vera Ewald:

Vier Tage Bukarest

Unweit des strahlend blauen Floreasca-Sees ist auch die Sporthalle gleichen Namens gelegen, in der sich am 29. und 30. Juni die Turn-Nationalmannschaften Rumäniens und der DDR gegenüberstanden. Zu denen, die hier die deutschen Farben vertraten, gehörte auch die Vorwärtssportlerin Vera Ewald. Mit 9,80 Punkten beim Bodenturnen erreichte sie nicht nur die höchste Wertung dieses Länderkampfes, sondern feierte zudem auch nach einjähriger Pause wieder ihren ersten Triumph. Kurz nach ihrer Rückkehr aus Bukarest hatte ich Gelegenheit, mich mit der charmanten Meisterin des Sports über ihre Reiseeindrücke zu unterhalten.

Vera Ewald, nebenbei bemerkt seit einigen Monaten auch glückliche Mutti, hat bereits elfmal in den Reihen der Turn-Nationalmannschaft gestanden. Städte- und Ländernamen fallen: Budapest, Prag, Warschau, Leningrad ... Dann kurzes Nachdenken: „Wozu habe ich denn eigentlich einen ganzen Schrank voller Fotoalben!?" — Schnell werden sie herausgesucht, und der Faden ist wieder da: „... Bulgarien, zweimal Bukarest und schließlich die Kämpfe in der DDR selbst."

„Sie weilten also nicht das erstemal in Rumänien?"

„Nein, mein erster Besuch war 1953, zu den IV. Weltfestspielen. Allerdings waren die Begleiterscheinungen dieser Reise weniger aufregend als bei der letzten", fügte sie hinzu.

„Weshalb?" frage ich.

Frau Ewald lacht. Dann zieht sie unvermittelt die Beine an und vergräbt sich tief in den weichen Sessel, den Kopf dicht an die Lehne gepreßt. „So habe ich im Flugzeug gelegen und doch bei jedem Kopfheben zu der berühmten ‚Tüte' greifen müssen", erzählt sie. „Nie werde ich diesen 27. Juni vergessen — ein richtiges Schreckensdatum. Unsere Maschine rutschte förmlich von einem Luftloch ins andere, dazu Sturm, Gewitter und Regen — mit einem Wort: grausam! Um ganze sechs ‚Tüten' habe ich die Lufthansa in den fünf Stunden erleichtert."

„Und in Bukarest selbst ..."

„... hat es in Strömen gegossen, als wir aus dem Flugzeug stiegen", wird mein Satz vollendet.

Bunt und erregend ist das Leben in der rumänischen Hauptstadt, lauscht man den Berichten Vera Ewalds. Die für den heißen Süden (im August klettert die Quecksilbersäule nicht selten auf + 50°) typischen weißgetünchten Häuser mit ihren flachen Dächern, auf denen man fast spazierengehen kann, das erfrischende Grün der zahlreichen Alleen und Parks, die breiten modernen Straßen neben winzigen Gäßchen aus alter Zeit sowie die farbigen Gewänder der fast an jeder Ecke irgendetwas feilbietenden Zigeuner geben der Stadt ein eigenartiges malerisches Gepräge. „Leider hatte ich keine Zeit, mir alles genau anzusehen; es war ja schließlich ein schwerer Wettkampf, der uns bevorstand. Den einen uns zur Vorbereitung verbliebenen Tag nutzten wir selbstverständlich zu einem letzten Training."

„Trainierten Sie bereits in der Floreasca-Halle?"

„Nein, das nicht. Unsere rumänischen Freunde hatten eine andere Halle für uns fertiggemacht. Übrigens fand ich ihre Bemühungen um uns einfach rührend. Am Donnerstag hatte es wie gesagt geregnet, so daß ein kleiner Temperaturrückgang eingetreten war. Sie können sich unsere erstaunten Gesichter vorstellen, als wir am Freitag zum Training fuhren und in der Halle sechs mollig warme Öfen vorfanden. Die Rumänen hatten sie extra für uns angeheizt, obwohl es für deutsche Verhältnisse gar nicht kalt war."

„Und am Sonnabend begann der Länderkampf?"

„Der der Männer! Wir waren erst am Sonntag dran, wobei es natürlich Ehrensache war, daß wir unsere Männer lautstark unterstützten. Das gleiche tat auch Fred Frohberg mit mehreren Musikern des Tanzorchesters Kurt Henkels, das sich zu dieser Zeit auf einer Rumänien-Tournee befand. Wie der Fred Frohberg in der brütenden Hitze stundenlang ausgehalten und uns an beiden Tagen immer wieder angefeuert hat, das war wirklich sehr nett. Klar, daß wir uns entsprechend revanchierten! Bei einer abendlichen Matinee nämlich, obwohl Kurt Henkels und Fred Frohberg das bei der Begeisterung der Bukarester für moderne Tanzmusik eigentlich nicht nötig hatten."

„Und trotzdem endete der Sonnabend bereits mit einer Niederlage der Männer?"

„Ja, leider. Als wir Mädels hörten, daß sie mit 0,40 Punkten Rückstand verloren hatten, waren wir zuerst ziemlich deprimiert und ließen die Köpfe hängen. Als uns dann aber ein rumänischer Sportreporter für den nächsten Tag eine Zehn-Punkte-Niederlage prophezeite, war die Niedergeschlagenheit wie weggewischt. Wir nahmen uns vor, zu turnen wie noch nie." — Mit diesem Vorsatz fuhren sie am Sonntagfrüh auch zur Floreasca-Halle. Obwohl sie beim Einturnen noch ein klein wenig nervös und unkonzentriert wirkten — „Das ist die ungeheure nervliche Belastung vor einem solchen Wettkampf!", meint Vera Ewald —, gingen sie schon beim Pferdsprung, der ersten Übung, gelöst und unbelastet daran, den Favoritinnen das Siegen schwer zu machen. Einfach war das nicht. Gegen solche Könnerinnen wie Sonia Inovan-Fovan, Georgetta Hurmuzache und Elena Leustean-Theodorescu mußte schon etwas aufgeboten werden. Doch unsere Turnerinnen gaben sich alle Mühe. „Ohne zu übertreiben, möchte ich sagen, daß wir alle selten so gut geturnt haben wie an diesem 30. Juni", erklärt mir Frau Ewald. „Trotz der Niederlage sind wir mit dem Ergebnis zufrieden, denn der Unterschied von 1,70 Punkten ist relativ gering. Es war ein sehr schöner Kampf. Die Rumäninnen waren uns vor allem im Bodenturnen überlegen. Zwar enthalten ihre Übungen nicht allzuviel akrobatische Elemente, aber sie sind anmutiger, tänzerischer und harmonieren viel, viel besser mit der Musik zusammen. Unsere Übungen nehmen sich dagegen oft sehr steif aus. — Doch davon lassen wir uns nicht entmutigen, denn

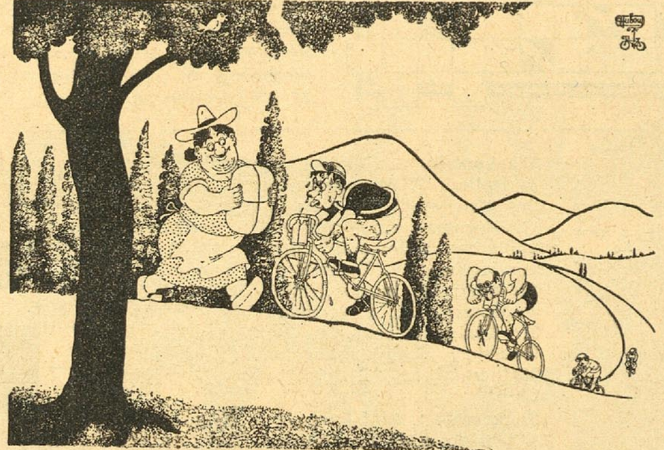


Radrennen in der Rhön

Es ist schwer zu sagen, wieviel Land-, Auto- und andere Kartenwerke wir bemüht haben, um herauszubekommen, wo das ominöse Merkers liegt, von dem aus am Tag des Bergmanns ein DDR-offenes 120-km-Straßenrennen starten sollte. Als Retter in der Not erwies sich schließlich das Kursbuch der Deutschen Reichsbahn. Hier stand es ganz genau: Merkers (Rhön), 8,3 km von Vacha und 8,0 km von Bad Salzungen entfernt. Mit diesen Kenntnissen ausgerüstet, fuhr unser Sportredakteur in die Rhön, um zu sehen, wie sich die Fahrer des ASK Vorwärts Leipzig — die uns freundlicherweise eingeladen hatten — dort schlagen würden.

Unbarmherzig brannte die Sonne hernieder, als um 7.20 Uhr der Start freigegeben und die 80 Fahrer auf die Reise „Rund um das Kalikombinat Ernst Thälmann" geschickt wurden. Drei Runden zu je 40 km galt es zu durchfahren. Die Streckenführung hieß: Merkers — Dorndorf — Dietlas — Stadtlengsfeld — Weilar — Urnshausen — Langenfeld — Bad Salzungen — Leimbach — Merkers. Der ASK Vorwärts Leipzig war in der Leistungsklasse I durch die Genossen Hubatsch und Göthel, in der Leistungsklasse II durch die Genossen Büttner, Penndorf und Storandt vertreten. Die „Konkurrenz" kam unter anderem aus Aue (Wismut), Lauscha (Chemie), Waltershausen (Motor), Merkers (Aktivist), Weimar (Lok), Meiningen (Empor) und Erfurt (Lok, Dynamo und Post). Überraschenderweise begann die Fahrt nicht mit einer Jagd. Es wurde vielmehr ruhig und verhalten getreten — gegenseitiges Abtasten war die Devise. Lediglich bei den Prämienspurts kam jedesmal eine ruckartige Bewegung in die bunte Fahrerschlange. Von unseren Leuten befanden sich die Genossen Hubatsch, Göthel, Penndorf und Storandt von Anbeginn in der ersten und zweiten Reihe des Feldes. Eifrig kurbelten sie mit, aber leider auch nur das und nicht mehr. Eine etwas unglückliche Position hatte Genosse Büttner erwischt: Seine Rückennummer leuchtete durchweg im letzten Drittel des Pulks, so daß er durch die ewige Ziehharmonikabewegung des Feldes unnötig viel Kraft vergeuden mußte und überdies stets der Gefahr ausgesetzt war, in einen Sturz verwickelt zu werden. Zudem muß man sich fragen, wie er unter diesen Umständen seine Aufgabe — an günstiger Stelle abzufahren — erfüllen wollte? An dieser Feststellung ändert auch der Reifenschaden nichts, der ihn beim Kilometer 20 ereilte und aussichtslos zurückwarf. Merkers zeigte einmal mehr, daß ihm noch das genügende Selbstvertrauen fehlt sowie die Fähigkeit, die Rennlage richtig einzuschätzen.

In diesem Zusammenhang noch ein Wort zu dem Genossen Storandt. Es war kurz vor Langenfeld, als bei ihm durch eine Kollision das Vorderrad ausfiel. Da ein Laufradaustausch verboten ist, hätte er aussteigen müssen. Er aber dachte nicht daran, sondern forderte verschiedene Fahrer — darunter auch zwei aussichtsreich im Rennen liegende Mannschaftskameraden — auf, ihm ihr Vorderrad zu geben und an seiner Stelle den Platz am Straßenrand einzunehmen. Abgesehen davon, daß dieses Verhalten eine Regelverletzung ist, äußert sich darin zudem noch krasser Egoismus — „Hauptsache, ich kann mitfahren, die anderen kümmern mich einen Dreck!" Das jedoch ist unvereinbar mit dem Kollektivgeist und der mannschaftlichen Geschlossenheit. Trainer und Fahrern des ASK Leipzig erwächst in diesem Fall noch eine große Erziehungsaufgabe.



„Würden Sie mir wohl das Päckchen mit in die Stadt nehmen?"

(Aus „Total verrückt" von A. Dubout, mit freundlicher Genehmigung des Eulenspiegel-Verlages, Berlin)

Doch es hieße das Bild verzerren, wollte man nur grau in grau malen. Denn die Genossen Penndorf, Hubatsch und Göthel boten durchaus ansprechende und zufriedenstellende Leistungen. Wenn sie auch nicht jede Gelegenheit richtig nutzten, so waren sie, allgemein gesehen, doch immer im Bilde. Ihr großes Plus war die Tatsache, daß sie sich nicht von der Spitze verdrängen ließen und fast jederzeit gute Positionen innehatten. Man hätte ihnen höchstens gewünscht, sich mehr an die Hinterräder der ortskundigen und geschickt operierenden Fahrer gehalten zu haben.

Bemerkenswert gut eingefädelt war die Aktion beim 100. Fahrkilometer, als die Nummer 45 (Manfred Hempel von Aktivist Sollstedt) einen Vorstoß unternahm und auch Genosse Penndorf sofort antrat. So gelang es ihm, während seine beiden Mannschaftskameraden sich im Feld als Bremser betätigten, nahezu drei volle Minuten herauszufahren. Leider reichte seine Kraft nicht aus, um Hempels Hinterrad zu halten: Zehn Kilometer vor dem Ziel fiel er wieder ins Feld zurück, konnte dann aber beim Endspurt (obwohl er ihn zu früh angezogen hatte!) noch den 2. Platz seiner Leistungsklasse belegen. Unteroffizier Hubatsch fuhr als Vierter der Leistungsklasse I über den Zielstreifen, während Genosse Göthel durch einen Reifenschaden noch kurz vor Schluß des Rennens aus günstiger Position chancenlos zurückgeworfen wurde. Schade, er hätte wirklich Besseres verdient!

Alles in allem hat die Leipziger Mannschaft trotz dreier wegen Krankheit nicht angetretener Fahrer und dreier Defekte nicht enttäuscht, sondern gezeigt, daß etwas in ihr steckt. Es wird jetzt darauf ankommen, einmal die individuellen Fehler der einzelnen Genossen auszumerzen (Penndorf: Hinwendung zum kurzen, sich steigernden Spurt und flüssigen Treten; Storandt: Entwicklung eines ausgeprägten Kollektivgeistes; Büttner: Stärkung des Vertrauens in die eigene Kraft und bessere Rennübersicht; Göthel: Konditions- und Spurttraining), und zum anderen das Mannschaftsgefüge weiter zu festigen, die taktische Ausbildung zu forcieren und die Fahrer in der Praxis des Wettkampfes auf möglichst alle Seiten des Renngeschehens zu „eichen". Wir würden uns freuen, in der „Armee-Rundschau" bald von größeren Erfolgen berichten zu können. **Freg.**

(Fortsetzung von Seite 390)

in Moskau soll ja die Revanche kommen!" Ich drücke beide Daumen, Ihnen, Vera, und allen anderen Mannschaftsmitgliedern!

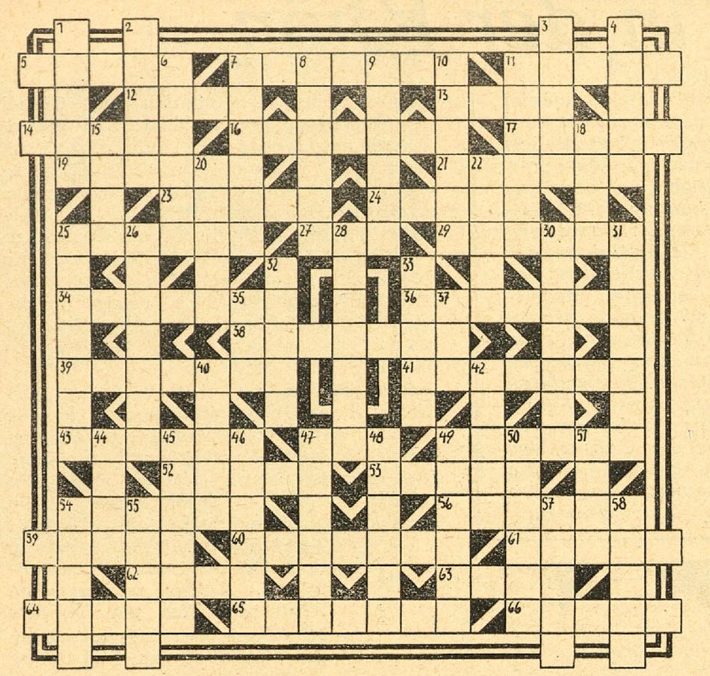
Was ihr schönstes Erlebnis in Bukarest war, will ich zum Abschluß noch wissen.

„Das Wellenbad!", kommt es wie aus der Pistole geschossen. Leider weiß ich wenig damit anzufangen und muß um nähere Erklärungen bitten.

„Stellen Sie sich ein großes Becken vor. An der einen Seite ist es ganz flach, wird aber zur anderen Seite hin immer tiefer, bis eine Mauer die abwärtsgehende Linie beendet. Jede Stunde ertönt ein lautes Klingelzeichen, auf das die ‚Wellenmaschinen' zu arbeiten beginnen. Erst ganz unscheinbar, dann immer stärker und stärker werden die heranstürmenden Wellen. Am Ende sind es richtige mit Schaumkronen besetzte Brecher, die da heranrollen und von denen man sich wie an der offenen See tragen, werfen und untertauchen lassen kann. Abends ist es dort hochromantisch", schwärmt sie.

Doch die Zeit drängt, und ich muß diese ‚ideelle' Reise, auf der mir Vera Ewald eine nette und sachkundige Reiseführerin war, beenden. Ich danke ihr nochmals dafür und wünsche ihr noch viele sportliche Erfolge, besonders bei der „Revanche" in Moskau. Ganz besonders freue ich mich mit ihr und allen Turnerinnen und Turnern der DDR, daß unsere Sektion Gymnastik/Turnen vor kurzem endlich in die „Fédération Internationale de Gymnastique" (FIG) aufgenommen worden ist. Sicherlich wird nun auch der geheime Wunsch Vera Ewalds — um bei meiner Gesprächspartnerin zu bleiben — nach einem Start bei internationalen Meisterschaften (eventuell sogar 1960 in Rom?) seine berechtigte Erfüllung finden. Verdient hat sowohl sie es wie auch all die anderen Turnerinnen und Turner unserer Republik, denn lange genug mußten sie um ihre offizielle internationale Anerkennung kämpfen. **K. H. Freitag**

KREUZWORTRÄTSEL



Waagerecht: 5. Hauptstadt der Tatar. ASSR; 7. frz. Maler (1684–1721); 11. Hieb- und Stichwaffe; 12. Nebenfluß der Wolga; 13. Ziffer; 14. jugoslawische Stadt und Insel; 16. frz. Schriftsteller von Weltgeltung (1866–1944); 17. Grenzfluß zwischen Schleswig und Holstein; 19. Freizeit; 21. Staat in Vorderasien; 23. heftiger Sturm; 24. Roman von Nikolajewa; 25. Spott; 27. Arbeitsnorm (Abk.); 29. Erdteil; 34. Kreislaufversagen, besonders nach großen Anstrengungen oder Blutverlust; 36. Nagetier; 38. Monat; 39. Fischereifahrzeug; 41. Kerzenmaterial; 43. Teil der Lokomotive; 47. Nebenfluß der Donau; 49. Brandkampfstoff; 52. Tageszeit; 53. italienischer Geigenbauer; 54. Felsen des Elbsandsteingebirges; 56. kahlgeschorene Kopfstelle; 59. österreichischer Dichter (1802–1850); 60. Sportvereinigung der DDR; 61. indische Ölpflanze; 62. Opernlied; 63. deutscher Grenzfluß; 64. Stadt am Rhein; 65. Schreien der Hirsche; 66. Meeresvogel des hohen Nordens.

Senkrecht: 1. harte Auseinandersetzung; 2. indischer Gaukler; 3. englische Kolonie in Afrika; 4. deutscher Arbeiterführer; 6. historisch entstandene stabile Gemeinschaft; 7. Vorsitzender des FDGB; 8. Begabung; 9. Prüfung; 10. Oper von Lortzing; 11. deutscher Maler (1741–1828); 15. Stadt in Westfalen; 18. einfältiger Mensch; 20. weibl. Vorname; 22. starker Wind; 25. Stadt in Sibirien; 26. Stadt in Frankreich; 28. Rauschgift; 30. italienische Weinschenke; 31. landwirtschaftlicher Beruf; 32. erste gesamtrussische illegale marxistische Zeitung; 33. Grundsatz; 35. amerikanischer Schriftsteller (1809–1849); 37. Sorte; 40. Zuneigung; 42. Muse; 44. seelischer Schwung; 45. Planet; 46. Steigvorrichtung; 47. Vorbilder; 48. altes Getreidemaß; 49. Natriumverbindung; 50. Malerwerkzeug; 51. Ungeziefer; 54. Baumaterial; 55. deutscher Fluß; 57. Impfmittel; 58. Fallklotz.

P. Duwe

SILBENRÄTSEL

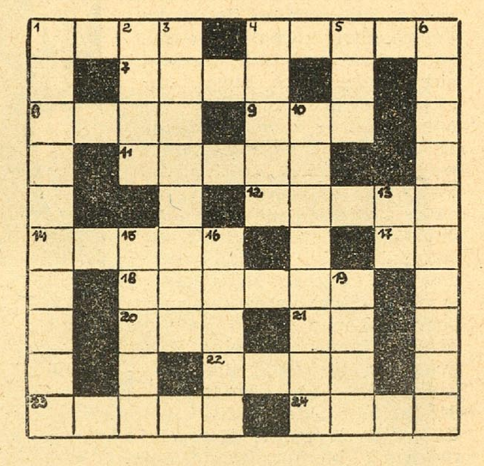
al — anz — ben — bi — bruck — bu — burg — cho — cho — den — di — dor — dres — e — e — e — ga — gre — il — inns — ki — kin — kra — kus — la — laub — lek — len — li — lot — me — müh — na — na — nai — now — op — ro — sa — sa — sal — sau — sen — sit — spar — ta — ta — ter — ter — ti — tor — tron — turn — ur — va — ven — ves — zet.

Aus den vorstehenden Silben sind 20 Wörter zu bilden. Bei richtiger Lösung ergeben die ersten und dritten Buchstaben von oben nach unten gelesen eine alte Lebenserfahrung.

1. Visiervorrichtung, 2. Bündnis, 3. Staat in Südamerika, 4. Autor des Romans „Die weiße Birke", 5. Sprengstoff, 6. Führer eines Sklavenaufstandes, 7. Geschwindigkeitsmesser, 8. Gerät zum Messen von Wassertiefen, 9. Kampfgefährtin Rosa Luxemburgs, 10. Leichtmetallegierung, 11. Freizeit, 12. Stadt im Bezirk Rostock, 13. Hauptstadt der britischen Kolonie Kenia, 14. Luftkurort am Harz, 15. Planet, 16. Dampfbad, 17. Hauptstadt Tirols, 18. Stadt in Japan, 19. Bezirk der DDR, 20. Luftverbesserer.

P. Duwe

KREUZWORTRÄTSEL



Waagerecht: 1. Mädchenname; 4. Vulkan in Italien; 7. Mädchenname; 8. „Talsperre des Friedens"; 9. aromatisches Getränk; 11. Vorname einer aufrechten nordamerikanischen Friedenskämpferin; 12. Altersversorgung; 14. Ergebnis; 17. persönliches Fürwort; 18. immergrüner Halbschmarotzerstrauch; 20. altgermanisches Getränk; 21. Edelgas (chemische Bezeichnung); 22. Haustier, Schwimmvogel; 23. Schweizer Mathematiker; 24. griechischer Gott der Liebe.

Senkrecht: 1. Fettsäureart; 2. Sinnesorgan; 3. Wissenschaft vom Aufbau des Organismus und seiner Organe; 4. Verwandtschaftsbezeichnung 1. Grades; 5. persönliches Fürwort; 6. Teil des Visiers; 10. nichtteilbarer Bestandteil eines Ganzen (Mz.); 13. Nichtmetall (chemische Bezeichnung); 15. 3040 (in römischen Zahlen); 16. Bezeichnung einer Klasse von organischen Verbindungen; 19. Kreisstadt im Lande Niedersachsen. (Ä = ein Buchstabe)

K. Spitzer

UNSERE LIEBEN DAHEIM



... nannte sich unser Preisrätsel aus dem letzten Heft. Hier ist die Auflösung: Im ersten Bild handelte es sich um das findige Mädchen eines Nachrichtensoldaten, während das zweite die halsbrecherische Klettertour der Gattin eines Fliegers zeigte. Bei der Nr. 3 war es die Frau eines braven Infanteristen und bei der Nr. 4 das verliebte Mädchen eines Matrosen. Das vorletzte Bild zeigte die Frau eines Panzerfahrers und das letzte die gelehrige Freundin eines Pioniers. – Nun, haben Sie richtig geraten? Im nächsten Heft erfahren Sie, ob Sie zu den glücklichen Preisträgern gehören.

Die Redaktion

AUFLÖSUNGEN („Armee-Rundschau" Nr. 7/57)

Kreuzworträtsel (1)

Waagerecht: 1. Oslo, 4. Egeln, 8. Brie, 12. Riga, 13. Eisler, 15. Ernte, 18. Kleie, 19. Ulema, 20. Basalt, 22. Etamin, 24. Eger, 25. Euler, 26. Neer, 28. Eis, 29. Steg, 31. Asen, 33. Triest, 36. Ida, 38. Malta, 40. Arsenal, 41. Start, 42. Detroit, 44. Niere, 47. Ode, 48. Eroika, 51. Klee, 52. Saar, 54. DIA, 55. Drau, 57. Drama, 58. Rate, 61. Revier, 64. Maurer, 66. Anode, 67. Manie, 69. Isere, 70. Metrik, 71. Eton, 72. Kano, 73. Leuna, 74. Utah. Senkrecht: 2. Sense, 3. Orel, 4. Egk, 5. Galilei, 6. Leier, 7. Niet, 8. Blum, 9. Reling, 10. Irene, 11. Rebe, 14. Bär, 16. Ragusa, 17. Tarent, 21. Test, 23. Ast, 27. Edda, 29. Statik, 30. Essen, 31. Amado, 32. Elite, 34. Raster, 35. Erato, 36. Insel, 37. Allee, 39. Arosa, 43. Eder, 45. Ikarus, 46. Reuter, 49. Italien, 50. Adam, 52. Süden, 53. Ami, 55. Diaz, 56. Aroma, 57. Drake, 59. Arena, 60. Erek, 62. Veto, 63. Emil, 65. Ainu, 68. Eta.

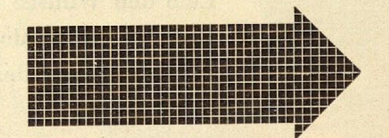
Kreuzworträtsel (2):

Waagerecht: 1. Messe, 5. Sasse, 10. Maria, 14. Tal, 15. Enten, 16. Eta, 17. Steuer, 20. DER, 21. Ataman, 23. Tai, 24. Giorgione, 27. Ida, 28. Gewinde, 29. erkoren, 31. Ede, 32. der, 34. Lima, 36. Tante, 39. Prag, 42. Ara, 43. Biss, 45. Anis, 48. Ode, 49. kirnen, 51. Ton, 53. Sessel, 55. Skarga, 57. Mantel, 58. Blos, 59. Arda, 60. Blei, 62. Alt, 64. Ebbe, 67. Boe, 68. Newa, 70. Eber, 72. Amt, 74. Gage, 75. Eller, 76. Orsk, 77. Ken, 79. USA, 82. Melodie, 84. Estrade, 87. Bar, 88. begleiten, 90. ehe, 92. Aluman, 94. elf, 95. Roller, 97. Nil, 98. Inder, 100. Leo, 101. Legat, 102. Adele, 103. Desna. Senkrecht: 1. Most, 2. Steiermark, 3. Sau, 4. Elegie, 5. Se, 6. André, 7. Steg, 8. Serie, 9. En, 10. Meteor, 11. ATA; 12. Ramie, 13. Anna, 18. Tag, 19. Rind, 21. Anke, 22. ADN, 25. Odets, 26. Orden, 30. Flak, 33. Igel, 35. Iris, 37. Ast, 38. TAN, 40. Rose, 41. Adel, 43. Berlin, 44. Ingo, 46. Isar, 47. Sender, 50. Nabe, 52. oval, 54. Stab, 56. As, 57. MA, 60. Boa, 61. Legierung, 62. Aal, 63. Tee, 65. bar, 66. Ems, 67. BGL, 69. wenig, 71. Brust, 73. TKP, 77. Kobalt, 78. Eden, 80. Ster, 81. Arnold, 82. Mal, 83. Elend, 84. Eifel, 85. Delos, 86. Ehe, 87. Ball, 89. Elde, 91. Erna, 93. Mia, 96. Lee, 98. i. A., 99. Re.

„Zwischenfall" an der mongolisch-chinesischen Grenze

**Conny freut' sich unverhohlen:
„Freundschaftsbande werden springen!"
— Weil des Nachts ein paar Mongolen
Illegal nach China gingen.**

**Doch sie wurden schnell gefangen,
Und schon in der nächsten Nacht
Alle — nein, nicht aufgehangen —
Sondern nur zurückgebracht.**





Von Agenten keine Bohne,
Conny mußt' zurück zur Erde;
Die mongolischen „Spione"
Waren nur Mongolenpferde.

Und es dankten die Genossen,
Als es hell ward, den Genossen.
Auf bewährte, feste Freundschaft
Wurde kräftig angestoßen.

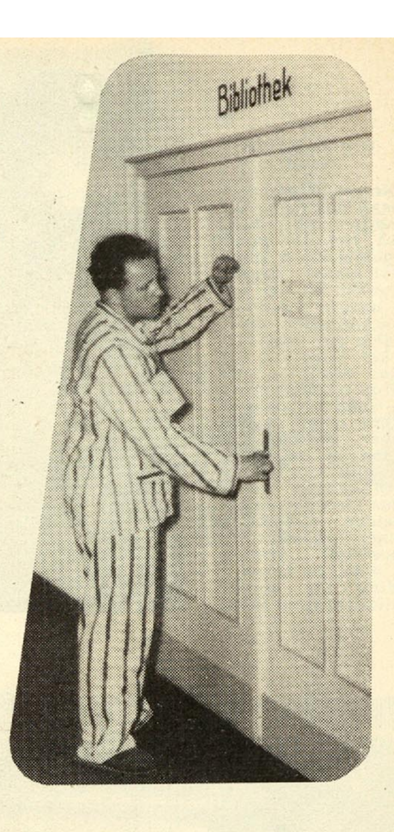


Als man schied mit Mützenschwenken,
Ließ den Wunsch man deutlich werden:
Daß der Conny doch das Denken
Überlassen soll den P f e r d e n.

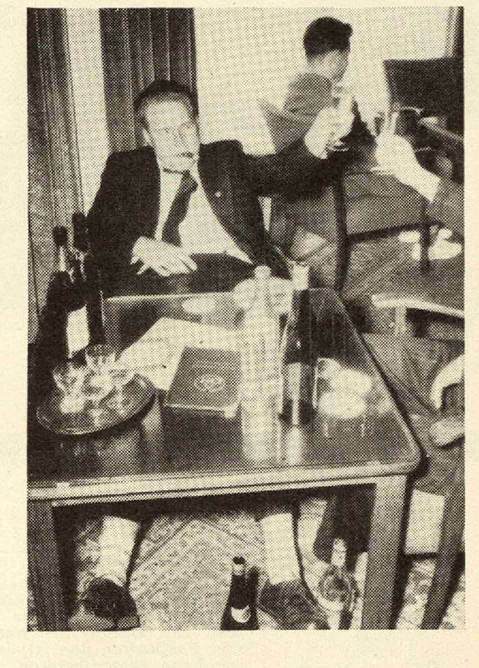


Der seltsame Gast

Original-Bilddokumente zu einem Leserbrief



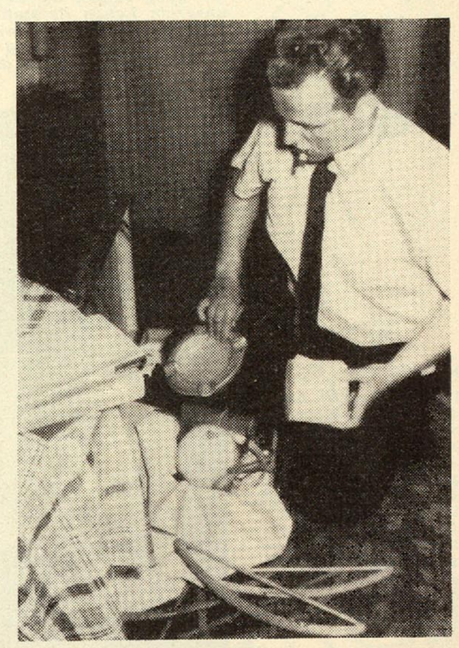






Text: R. Strahl

Fotos: E. Gebauer

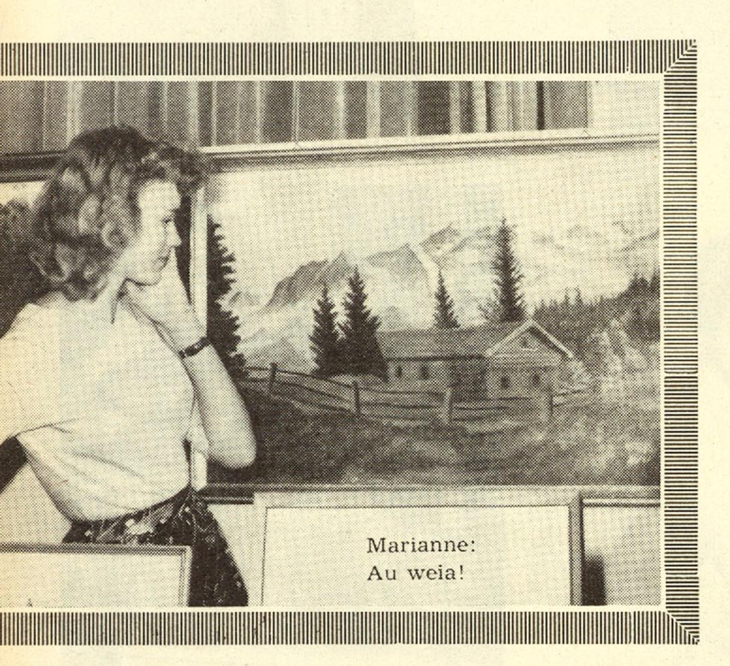


Bilder mit Marianne

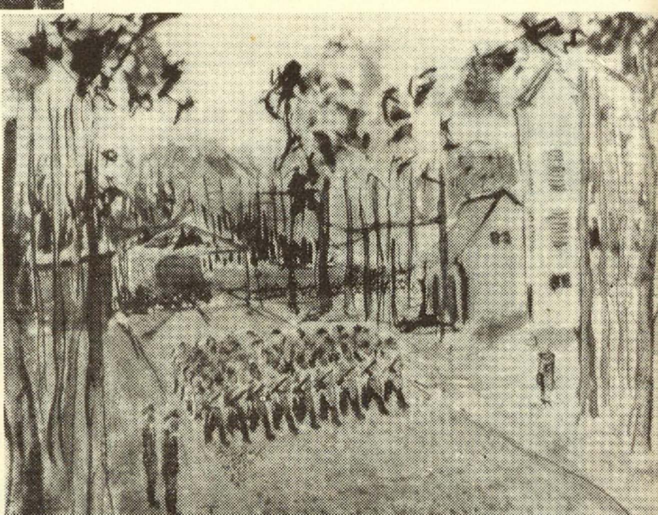


Oberfeldwebel Preuß:

Diesen Wandbehang aus farbig bemaltem Bast habe ich für die Festivaldelegation eines kolonialen Landes angefertigt. Er soll unsere freundschaftlichen Gefühle für ihre Völker ausdrücken. Das Motiv — die Frau mit dem Kind — fand ich in dem Foto eines Buches über Indien. Ich habe es abgewandelt und bin schließlich durch das Einbeziehen der beiden Krüge zu einer Dreieckskomposition gekommen, in deren Mitte die Mutter mit dem Kind steht.



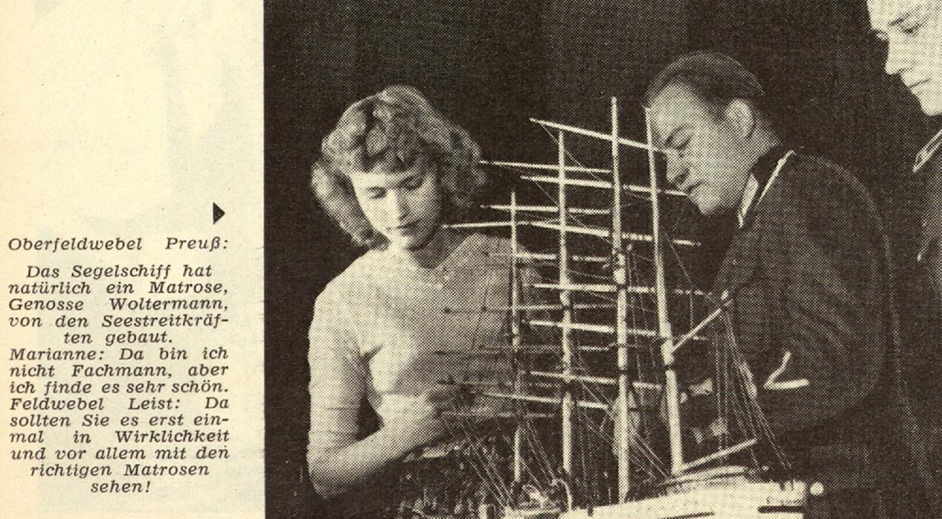
Marianne: Au weia!





Feldwebel Leist:

Die Tuschzeichnung oben ist entstanden, als ich im Klub arbeitete und meine Genossen draußen für die Parade übten. Rasch nahm ich Tusche und Pinsel und hielt die Situation fest. Das Ölbild hier habe ich gemacht, weil bei uns sehr viel Postkarten von Alpenglühen u. ä. in Öl kopiert wurden. Ich habe zeigen wollen, daß man lieber Begebenheiten aus unserem Leben darstellen sollte. Darum malte ich eine Begegnung zwischen Kampfgruppen und einer Einheit von uns, die gerade zur Übung ausrückte, in einer Straße von E. Natürlich ist auch das nach der Wirklichkeit gemalt.



Oberfeldwebel Preuß:

Das Segelschiff hat natürlich ein Matrose, Genosse Woltermann, von den Seestreitkräften gebaut.
Marianne: Da bin ich nicht Fachmann, aber ich finde es sehr schön.
Feldwebel Leist: Da sollten Sie es erst einmal in Wirklichkeit und vor allem mit den richtigen Matrosen sehen!


SPORT KALAMITÄTEN
Aufgespürt und gezeichnet
von
Feldwebel Leutloff

